

ZÜRCHER
JOURNALISTENPREIS

2000

Preisträger 2000

Beat Kraushaar

Bellasi-Affäre

Martin Meier

Irena Brezná

Eine Familie ist noch kein Härtefall

Nicole Müller

Vom Glück, „anders“ zu sein

Richard Reich

Elf Fremde müsst ihr sein

Miklós Gimes

Glanz und Gloria

Zürcher Journalistenpreis

Ehrentafel der bisherigen Preisträger

- | | | | |
|-------------|---|-------------|---|
| 1981 | Hugo Bütler
Peter Frey
Urs P. Gasche | 1990 | Ursula Binggeli
Colomba Feuerstein
Urs Haldimann
Toni Lanzendörfer
Josef Rennhard
Al Imfeld
Stefan Keller
Hedi Wyss
Hanspeter Bundi |
| 1982 | Caroline Ratz
Jonh Häberli
Wilfried Maurer
Hans Moser
Edmund Ziegler | 1991 | Peter Hufschmid
Christoph Keller
Christina Karrer
Ernst Hunziker
Guerino Mazzola
Isolde Schaad |
| 1983 | Andreas Kohlschütter
Gisela Blau
Gottlieb F. Höpli
Peter Meier | 1992 | Hans Caprez
Christine Fivian-Isliker
Erwin Koch
Patrik Landolt
Linus Reichlin
Mix Weiss
Nadia Bindella
Regula Heusser (Swissairpreis) |
| 1984 | Dieter Bachmann
Georg Gerster
Anna-Christina Gabathuler | 1993 | Thomas Burla
Antonio Cortesi
Sepp Moser
Kaspar Schnetzler
Walter Sturzenegger
Barbara Suter
Edith Zweifel
Peter Pfrunder (Swissairpreis) |
| 1985 | Margrit Sprecher
Herbert Cerutti
Arthur K. Vogel | 1994 | Herbert Fischer
Peter Haffner
Stefan Keller
Willi Wottreng
Brigitte Hürlimann (Swissairpreis)
Giorgio von Arb (Swissairpreis) |
| 1986 | Markus Mäder
Verena Eggmann
Hans Caprez
Klaus Vieli
Benedikt Loderer | | |
| 1987 | Christian Speich
Jürg Frischknecht
Martin Born | | |
| 1988 | Werner Catrina
Barbara Vonarburg
Christoph Neidhart | | |
| 1989 | Beat Allenbach
Hansjörg Utz
Rolf Wespe
Alois Bischof
Niklaus Meienberg
Jürg Rohrer | | |

- 1995** Erwin Haas
Erwin Koch
Herbert Cerutti
Regula Heusser-Markun
Richard Stoffel
Martin Frischknecht (Swissairpreis)
- 1996** Irène Dietschi
Lukas Lessing (Text)
Ute Mahler (Bild)
Bernard Senn
Ronald Sonderegger
Peer Teuwsen (Text)
Reto Klink (Bild)
Peter Sidler (Text) Swissairpreis
Daniel Schwartz (Bild) Swissairpreis
- 1997** Pia Horlacher
Thomas Meister
Bruno Ziauddin
Marco Canonica (Swissairpreis)
- 1998** Fredi Lerch
Christoph Keller
Christoph Neidhart
Alfred Schlienger
Peter Haffner (Swissairpreis)
- 1999** Daniel Ganzfried
Brigitte Hürlimann
Beat Kappeler
Bernhard Raos
Urs Rauber
Werner Lüdi (Swissairpreis)
- 2000** Beat Kraushaar
Martin Meier
Irena Brezná
Nicole Müller
Richard Reich
Miklós Gimes (Swissairpreis)

Der Zürcher Journalistenpreis 2000

wird

Herrn Beat Kraushaar
und
Herrn Martin Meier

für ihre Artikel

Bellasi-Affäre

erschienen im SonntagsBlick August/September 1999

verliehen.

Zürich, 25. Mai 2000

Die Jury:



Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Zürich, 16. August 1999

Redaktion BLICK
 Hinweis: Fall Bellasi / VBS
 D.foansratio 23

8008 Zürich

VBS-Buchhalter Dino Bellasi, Neerach / ZH: Seite intensive Zusammenarbeit mit dem deutschen, dem amerikanischen und mit dem serbischen Geheimdienst

Ausschnitt aus dem anonymen Brief an die Redaktion.

Alarm! Liste mit angeblichen Agenten

BERN - Alarmstimmung bei der Bundesanwaltschaft in Bern. Ein anonymes Schreiben soll beweisen, dass Dino Bellasi seine Millionen durch ausländische Geheimdienste waschen liess.

«Der Inhalt des Schreibens ist bei der Bundesanwaltschaft Gegenstand von intensiven Ermittlungen», versichert ein hoher VBS-Beamter gegenüber SonntagsBlick.

Im Zentrum der Anschuldigungen steht ein Schaffhauser Tarnfirma-Geflecht. Durch dieses sollen die Bellasi-Millionen in den amerikanischen Geheimdienst CIA und den deutschen Bundesnachrichtendienst versickert sein. Und über eine Firma im Zürcher Oberland sei angeblich Bellasi-Geld in die Belgrader Kommerzbank geflossen.

Im Schreiben detailliert aufgelistet werden angebliche

Agenten des serbischen, amerikanischen und deutschen Geheimdienstes – mit Adressen und Telefonnummern. Ebenso die angeblich an der Geldwäscherei beteiligten Tarnfirmen.

«Nach Ihrer Analyse dieser Tarnfirmen und Personen werden Sie sowohl das veruntreute als auch das gewaschene Geld des Dino Bellasi finden», versichert der anonyme Briefschreiber viel sagend. «Ebenfalls werden Sie die weiteren Verknüpfungen dieser Geheimdienste zu Lasten der Schweiz offenlegen können.»

Die im Brief aufgeführten Personen streiten jede Bekanntschaft zu Bellasi ab. «Das Ganze ist ein Racheakt von einer Person, mit der wir alle im Clinch liegen», erklärt der Inhaber der aufgeführten Schaffhauser Firma: «Wir prüfen jetzt, ob wir Strafanzeige einreichen wollen.»

MARTIN MEIER UND BEAT KRAUSHAAR

Sein engster Freund packt aus «Dino lechzt

VON BEAT KRAUSHAAR UND MARTIN MEIER

WINKEL ZH - Reinhard Blum (35): Eisern schwieger er, bis heute. Doch jetzt packt der Geschäftspartner und Freund von Dino Bellasi aus - exklusiv im SonntagsBlick.

Freitag, 13. August 1999: Reinhard Blum fährt mit seiner Frau auf der Autobahn Richtung Nyon VD. Das Ehepaar will am Genfersee ein verlängertes Wochenende verbringen. «Kurz nach Zürich stellte ich das Radio an, um die Mittagsnachrichten zu hören», erinnert sich Blum. «Da erfuhr ich von Dinos Verhaftung. Es war der Schock meines Lebens.»

Blum hat Bellasis jetzige Frau Gabriela kennen gelernt. «Sie besuchte bei mir einen Astrologiekurs», erzählt dieser. Er habe gewusst, dass Gabriela als Edel-Prostituierte arbeitete und in dieser Funktion mit Bellasi verkehrt hatte.

Doch aus purem Sex wurde bald Liebe. Die beiden wurden ein Paar. Blum: «Gabriela stieg aus dem Milieu aus und bildete sich als Astrologin weiter. Dino half ihr dabei und fragte mich in diesem Zusammenhang auch, ob ich nicht sein Geschäftspartner werden möchte. In der Folge grün-

deten wir unter dem Namen «Bellasi & Blum» zwei Firmen: die Astro-media und die feng shui creativ consulting.»

Bellasi wollte für die Firmen nur das Beste und Teuerste. Seine Devise lautete: Nur Qualität zählt. Astrologe Blum: «Er war ein extremer Perfektionist.»

Blum beschreibt seinen Freund als hochintelligent. Zugleich war er extrem pingelig. Ordnung ging ihm über alles.

Im persönlichen Umgang war Bellasi charmant und hilfsbereit. Blum: «Immer hatte Dino Zeit für seine Freunde. Ich konnte mit ihm über Gott und die Welt philosophieren.»

Bellasi war ein Workaholic, der über lange Zeit mit sehr wenig Schlaf auskommen konnte.

«Der Mann hatte brutal viel Energie. Je grösser der Druck, desto effizienter funktionierte er», sagt

sein Geschäftspartner fast bewundernd.

Und wie ist es möglich, dass er nichts von Dinos Doppelleben gemerkt hat?

Blum: «Er hat mir und auch seinem Freundeskreis überzeugend erzählt, dass er mit seiner

«Bellasi erzählte den engsten Freunden, der Bund habe ihn jahrelang verarscht»

Sicherheitsfirma ma Bellco ein Vermögen verdient. Ich vermutete, dass Dino dabei über 100 000 Franken pro Monat verdiente.» Bellasi sagte, dass er ausschliesslich für ausländische Promi-

nente Sicherheitsdispositive erstellt. «Dazu gehörte, welche Autos sie fahren sollen, zu welchen Anlässen sie ein Bodyguard begleiten muss, und welche Waffen für den Schutz notwendig sind. Und diesen Leuten sei ihr Leben so viel wert, dass sie für ihre Sicherheit alles Geld dieser Welt bezahlen würden.»

Blum weiter: «Dino wies immer stolz darauf



Werbung von damals: In einem Sex-Anzelger preist sich Gabriela Bellasi (l.) als «Jacky» mit Partnerin Tina für «heisse Lesbo-Spiele» an.



e nach Anerkennung»

hin, dass er auf diesem Gebiet in der Champions League tätig sei.»

Unterdessen weiss Blum, dass dies alles erstunken und erlogen war, und dass Bellasi seine Millionen ertragen hat.

Er hat auch eine Erklärung, warum er den Schweizerischen Nachrichtendienst nach Strich und Faden hintergangen hat: «Dino lechzte nach Anerkennung und Beachtung. Er hat alles gemacht, um respektiert zu werden. Diese Anerkennung hat er beim Bund nie bekommen.»

Bellasi erzählte seinem engsten Freundeskreis, dass «ihn der Bund jahrelang verarscht habe». Und er plane seinen

Ausstieg,

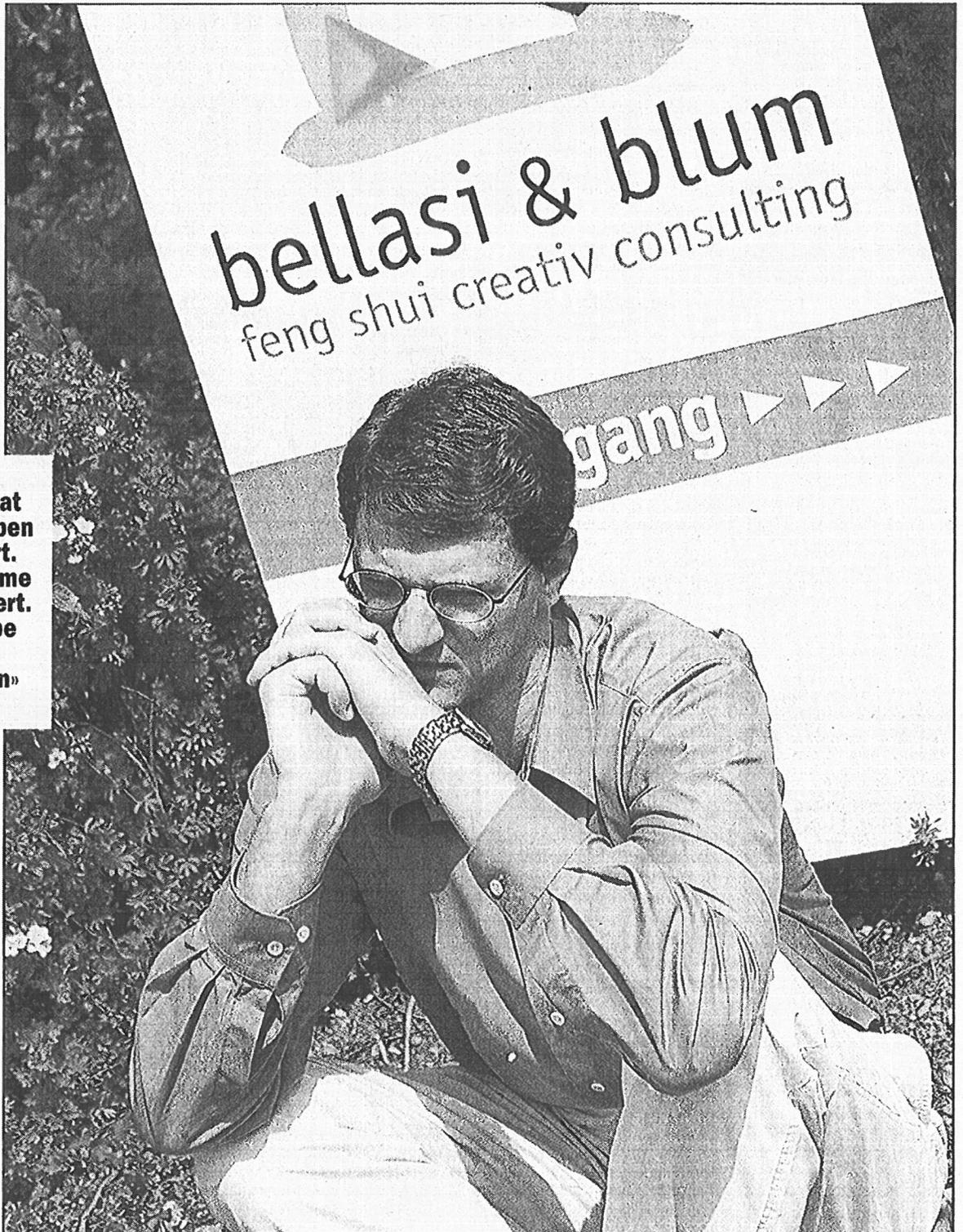
weil er sich das nicht mehr bieten lassen wolle.

Der Ausstieg gelang zwar dank der Lüge über eine Krebserkrankung, wovon sein Freundes-

kreis nichts wusste. Aber die Freiheit mit den ertrogenen Millionen war von kurzer Dauer. Bellasi sitzt hinter Gittern, und für Blum wurde der Traum zum Alptraum.

«Dino hat mein Leben zerstört. Meine Konten sind gesperrt, ich habe nicht einmal Zugang zu meiner Agenda, letzten Mittwoch wurde ich neun Stunden lang verhört. Mein Name ist ruiniert. Ich habe alles verloren, muss einen Job suchen, eine neue Existenz aufbauen.» Bellasi habe nicht nur seine, sondern auch etliche andere Existenzen zerstört, klagt sein Exfreund. «Heute habe ich den Verdacht: Bellasi hat nur Geld in unsere beiden Firmen gesteckt, damit er es später waschen kann.»

**«Dino hat
mein Leben
zerstört.
Mein Name
ist ruiniert.
Ich habe
alles
verloren»**



Reinhard Blum stürzte in einen Alptraum: «Ich habe den Verdacht, Bellasi wollte in der Firma nur Geld waschen.»

Liebe Leserinnen Liebe Leser

Selten hat eine Affäre die Schweiz so aufgewühlt wie der Fall Dino Bellasi. Zu Recht. Es ist ein himmelschreiender Skandal, wenn 8,6 Millionen Steuerfranken im Waffen- und Sexmilieu verschleudert werden.

Trotzdem gibt es im VBS immer noch Männer, die uns Journalisten schelmisch zublinzeln und sagen: «Ja, ja, der Bellasi. Ist doch klar: Er ist halt ein exzentrischer Spinner und Waffennarr. Aber mit der Realität im VBS hat das nichts zu tun.»

Nein, so einfach kann der Fall Bellasi nicht abgetan werden. Dass die Akte Bellasi sehr wohl etwas mit der Realität im VBS zu tun hat, zeigen Ihnen die Recherchen unserer Reporter Beat Kraushaar, Martin Meier und Marcel Gyr.

Ihr SonntagsBlick

Waffenhändler Gaston Poyet:

«Dino und sei die Waffen im

VON MARTIN MEIER
UND BEAT KRAUSHAAR

Inmitten der hochgesicherten Alpenfestung, am strategisch wichtigsten Punkt der Schweiz – bei Andermatt UR. Hier, im Herzen unseres Landes, spielten sich 1997 auf offenem Gelände die unwirklichsten Szenen ab: Uniformierte WK-Soldaten der Schweizer Armee bewaffnen sich mit russischen Kalaschnikows. Sie feuern mit topmodernen Hochpräzisionswaffen, wie sie sonst nur von Sondereinsatzgruppen wie der GSG 9 oder Scharfschützen benutzt werden.

SonntagsBlick enthüllt jetzt, wer die Schützen waren:

■ Die Männer waren eine von Hauptmann Dino Bellasi (39) getroffene Auswahl von Soldaten der Untergruppe Nachrichtendienst. Zur absoluten Geheimhaltung verpflichtet.

■ Die Waffen, mit denen sie schossen, stammten aus Bellasis vom SonntagsBlick aufgedeckten Waffenarsenal.

■ Den Schiessbefehl erteilte der «einfache» Rechnungsführer Bellasi.

Und:
■ Letztverantwortlich für die ganze Übung bei Andermatt war Geheimdienstchef Peter Regli.

Der Skandal um den «biedereren» Mann, der laut Generalstabssprecher Philippe Zahno keinen Zugang zu geheimen Akten hatte, geht damit in eine neue Runde. Dino Bellasi, «der Spinner», «der Lügner», «der Einzeltäter» – er hat auf einmal Mitwisser: Offiziere der Schweizer Armee – die Männer «seines» so genannten «Zehner-Teams».

Team-Mitglied und Fachoffizier Walter W.*, der beim Schiessen bei Andermatt teilnahm und am Freitag von der Bundespolizei neun Stunden lang verhört wurde: «Dino sagte uns, wir müssten die Waffen im Auftrag des VBS testen.»

EXPRESS

■ «Akte Bellasi: Hunderte von Waffen entdeckt» – Die SonntagsBlick-Enthüllung schlug ein wie eine Bombe.

■ Die neuesten Recherchen: Bellasi machte mit WK-Soldaten geheime Schiessübungen.

■ Bellasi ist kein Einzeltäter: Seine Chefs wussten davon!

■ Das Vertrauen ist endgültig weg. Eine Exklusiv-Umfrage zeigt: Das Volk will eine PUK.

Carla Del Pontes Stellvertreter Felix Bänziger gestern zu SonntagsBlick: «Ich kann bestätigen, dass die Bundespolizei eine Person befragt hat, welche darlegt, dass in einem militärischen Kurs mit Waffen geschossen wurde, die seines Erachtens aus dem Bestand von Herrn Bellasi stammen.»

Es kommt noch dicker: Die «Geheimübung» bei Andermatt war kein Einzelfall. Der Berner Waffenhändler Gaston Poyet sagt aus: «Herr Bellasi brachte uns noch und noch seine privaten Waffen zur Reinigung, nachdem mit ihnen geschossen worden war. Er sagte mir öfters, er komme gerade von einer Übung. Vor dem Geschäft fuhr er jeweils im Pinzgauer, auch mit anderen Soldaten, vor.» Poyet ist überzeugt: «Das Militär muss von den Schiessübungen gewusst haben.»

In der Tat. Bellasis Chefs im Geheimdienst wussten nicht nur, dass er ein Waffennarr war, sie liessen ihn sogar mit seinem riesigen Waffenarsenal rumspielen!

Generalstabssprecher Roman Weissen bestätigte gestern Abend nach Rücksprache mit dem Nachrichtendienst, dass bei WKs im Nachrichtendienst gelegentlich auch mit ausländischen Waffen wie Kalaschnikows geschossen wird. Weissen: «Der Nachrichtendienst bestätigte mir auch, dass mit Waffen aus Bellasis Privatbesitz geschossen wurde. Der Nachrichtendienst vertritt die Auffassung, dies sei legal.»

Für den ehemaligen PUK-EMD-Präsidenten Carlo Schmid beweisen solche geheimen Schiessübungen mit Bellasis Waffen noch nicht die Existenz einer Geheimarmee. Aber die von SonntagsBlick aufgedeckten Übungen Bellasis mit Milizsoldaten seien für ihn schon um einiges brisanter als die bisher angenommene Einzeltätertheorie.

Und Bernhard Seiler, Präsident der Geschäftsprüfungsdelegation, erklärte in der «Arena», auf Grund der grossen Anzahl importierter Waffen müsse man annehmen, dass noch weitere Helfer im Spiel gewesen seien.

Für Peter H.*, ehemaliges Mitglied der Geheimarmee P-26, ist klar: «Bellasi arbeitete wie wir damals!»

■ «Auch wir beschafften uns zwischen 1976 bis 1989 geheime Geldmittel via fiktive Truppenabrechnungen.»

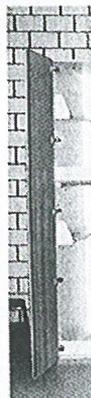
■ «Auch wir gründeten Tarnfirmen, um Geld zu waschen.»

■ «Schon damals sorgten wir, wie auch Bellasi angibt, für Fluchtorte im Ausland.»

■ «Auch wir führten selbstverständlich unsere geheimen Schiessübungen durch.»

Und auch der grüne PUK-EMD-Vertreter Hanspeter Thür glaubt, dass Bellasi für die Beschaffung der 8,6 Millionen Franken dasselbe System anwandte wie schon bei P-26 und P-27.

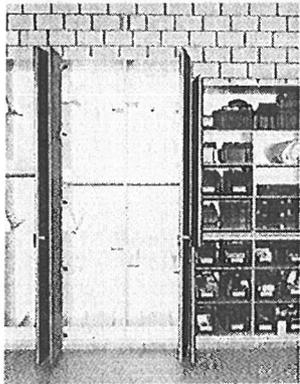
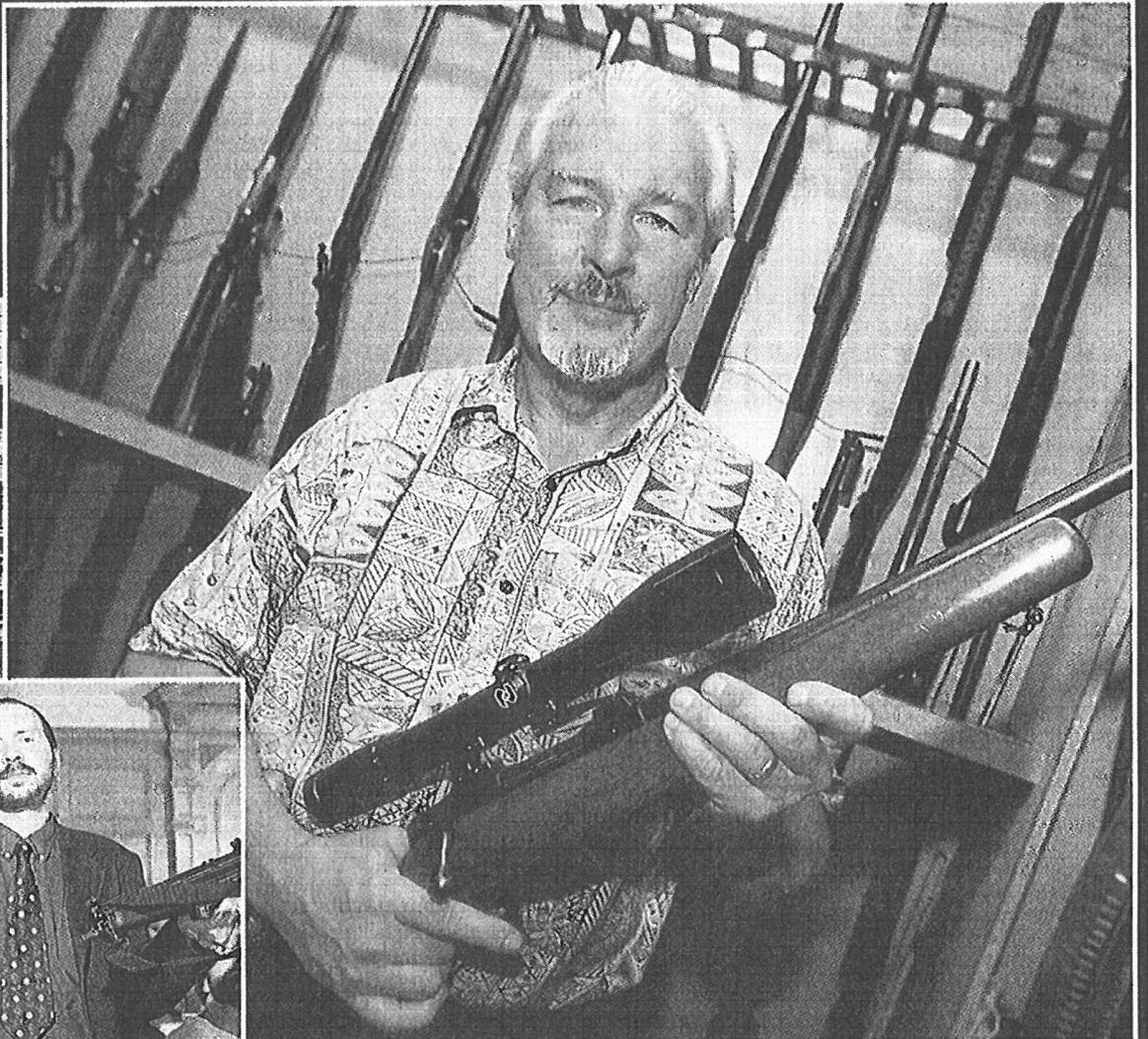
*Namen der Redaktion bekannt





ne Soldaten brachten Pinzgauer»

Hochpräzisionswaffen für Scharfschützen: Claude Mebes von der Zentralfstelle Waffen der Bundespolizei (Bild ganz unten) präsentiert Waffen aus dem konfiszierten Arsenal (unten) von Dino Bellasi.



«Das Militär muss von den Schlessübungen gewusst haben»; Waffenhändler Gaston Poyet erhielt jeweils die Waffen der Bellasi-Truppe zur Reinigung. FOTOS: BRUNO TORRICELLI, KARL-HEINZ HUG

das konnte nicht alles erlangen sein und Symptome für eine Krankheit sah ich auch keine.

Deckte sich die Geschichte, die er beim ersten Treffen erzählte, mit den Aussagen, die er bei Bundesanwältin Carla Del Ponte gemacht hat?

Seydoux: Ja, zu hundert Prozent.

Vergangenheit von Stoll wenig weiss. Tatsache ist aber, dass Stoll in der Geschichte von Bellasi ebenso eine wichtige Rolle spielt wie Regli.

Können Sie etwas deutlicher werden?

Seydoux: Herr Regli war der Chef. Aber die graue Eminenz war Herr Stoll.

Grossen und Mächtigen zu vertreten.

Im Moment vertreten viele Leute die Meinung, Bellasi lüge. Was sagen Sie dazu?

Seydoux: Bellasi sagt, er habe im Auftrag gehandelt. Frau Del Ponte hat bis jetzt nichts gefunden, was diese Aussage bestätigt. Vielleicht

Seydoux: Patriotismus. Und er sagte Frau Del Ponte, dass es sein grosser Stolz war, Offizier zu sein. Es war für ihn eine Ehrensache.

Und warum wollte er weg vom Geheimdienst?

Seydoux: Er wollte aufsteigen. Aber man wollte ihn nicht gehen lassen. Die

schlafen: «Vor der Geburt meiner zwei Kinder.»

Krebsgeschichte sei die Idee von Herrn Regli gewesen, weil schon sein Vater an Krebs gestorben sei.

Der Zürcher Staatsanwalt Hansruedi Müller sagte, Sie,

André Seydoux, Verteidiger

«Bellasi bleibt bei se bis aufs Totenbett»

VON BEAT KRAUSHAAR, MARTIN MEIER

BERN – Ist Dino Bellasi ein Lügner und Betrüger? Oder gab es doch einen Auftrag für eine Geheimarmee? Diese Frage beschäftigt die ganze Schweiz. Sein Verteidiger André Seydoux nimmt erstmals ausführlich Stellung.

Herr Seydoux, was war Ihr erster Gedanke, als Sie angefragt wurden, ob Sie den Fall Bellasi übernehmen wollen?

André Seydoux: Da macht jemand einen Witz. Noch beim Mittagessen habe ich mit einem Kollegen gewitzelt und gesagt, so ein Fall fehle mir noch.

Und der zweite Gedanke?

Seydoux: Spannend. Das mache ich!

Wie lief das erste Treffen mit Bellasi ab?

Seydoux: Herr Bellasi fragte mich, ob das Amtsgeheimnis gelte. Und dann, was er machen solle. Er habe zwei Möglichkeiten: alle Schuld auf sich nehmen, oder sagen, wie es wirklich gewesen sei.

Was haben Sie geraten?

Seydoux: Ich sagte, er solle mir gegenüber die Wahrheit sagen. Und dann kam genau die Geschichte, die jetzt zur Diskussion steht.

Welchen Eindruck hatten Sie von seiner Version?

Seydoux: Es ging mir zuerst darum, abzuklären, ob es Indizien gibt, dass er lügt. Und bei einer so unglaublichen Geschichte taucht automatisch auch die Frage auf, ob der Mann eventuell krank ist. Ich kam zum Schluss: Nein, das konnte nicht alles erlösen sein und Symptome für eine Krankheit sah ich auch keine.

Deckte sich die Geschichte, die er beim ersten Treffen erzählte, mit den Aussagen, die er bei Bundesanwältin Carla Del Ponte gemacht hat?

Seydoux: Ja, zu hundert Prozent.

Ist es nicht auch möglich, dass Dino Bellasi damit rechnen musste, dass seine Machenschaften auffliegen, und er sich eine entsprechende Geschichte zurechtlegte?

Seydoux: Dies ist nicht undenkbar. Aber es gibt keine Hinweise, dass es so gewesen ist.

Aber es ist doch ungewöhnlich, dass ein Geheimdienst-Mann auspackt und Vorgesetzte beschuldigt!

Seydoux: Das normale Vorgehen bei einem Angeeschuldigten ist eigentlich, dass ein Angeklagter lügt und immer nur zugibt, was man ihm nachweisen kann. Bei Herrn Bellasi war dies nicht der Fall. Er hat von Anfang an die ganze Story auf den Tisch gelegt.

Hat Bellasi von Anfang an seine Vorgesetzten Peter Regli und Jean-Denis Geinoz sowie den Ex-Geheimdienst-Mann Bernhard Stoll beschuldigt?

Seydoux: Ja, von allem Anfang an.

Wusste Bellasi, dass Stoll schon damals bei der Geheimarmee P-26 eine wichtige Rolle spielte?

Seydoux: Ich habe den Eindruck, dass Bellasi über die Vergangenheit von Stoll wenig weiss. Tatsache ist aber, dass Stoll in der Geschichte von Bellasi ebenso eine wichtige Rolle spielt wie Regli.

Können Sie etwas deutlicher werden?

Seydoux: Herr Regli war der Chef. Aber die graue Eminenz war Herr Stoll.

Bellasi hat ja auch gesagt, dass Stoll einen Schlüssel zum Waffenlager gehabt haben soll. Gibt es Beweise dafür?

Seydoux: Nein. Bellasi hat ausgesagt, dass es im Waffenlager einen roten Ordner mit Belegen gebe, die gewisse Dinge beweisen sollen. Dieser Ordner ist aber spurlos verschwunden.

Welche Beweise wären dann in diesem angeblichen Ordner gefunden worden?

Seydoux: Es gibt laut Bellasi Quittungen von Rechnungen mit Fingerabdrücken. Jetzt ist dieser Ordner weg. Und damit auch Beweise.

Reden wir einmal von Ihnen. In den Medien wurde von Ihnen das Bild des linken Anwalts und ehemaligen Revolutzlers gezeichnet. Wie sehen Sie sich selber?

Seydoux: Ich bin SP-Mitglied. Ich bin Anwalt und links. Das ist so.

Ist das schon alles?

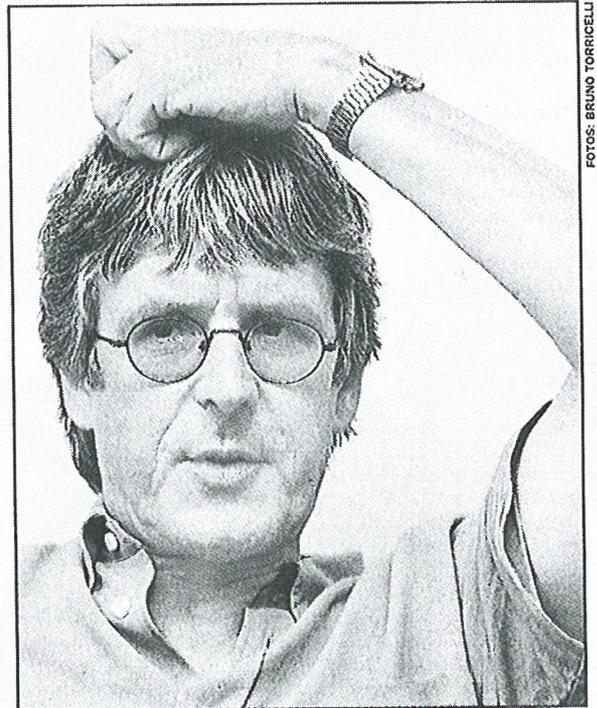
Seydoux: Ich übernehme nur Fälle, die für mich juristisch vertretbar sind. Einen Nazi würde ich vertreten, wenn es darum ginge, ihm zu einem fairen Verfahren zu helfen. Ich würde aber einen Nazi nicht vertreten, wenn er nur sein Gedankengut nach aussen tragen wollte.

Was ist Ihre Motivation als Anwalt?

Seydoux: Wahrscheinlich der Kämpfer in mir. Und vor allem, den Kleinen gegen die Grossen und Mächtigen zu vertreten.

Im Moment vertreten viele Leute die Meinung, Bellasi lüge. Was sagen Sie dazu?

Seydoux: Bellasi sagt, er habe im Auftrag gehandelt. Frau Del Ponte hat bis jetzt nichts gefunden, was diese Aussage bestätigt. Vielleicht



FOTOS: BRUNO TORRICELLI

bringen die Enthüllungen im SonntagsBlick neue Elemente in die Untersuchung.

Herr Bellasi ist gesundheitlich bereits angeschlagen. Befürchten Sie nicht, dass er bald kippt und aussagen wird, er sei ein Einzeltäter?

Seydoux: Ich habe ihn gestern darauf angesprochen, und er sagte: Ich bleibe bei meiner Meinung bis auf dem Totenbett.

Sagte Bellasi etwas über seine Motivation für seine Geheimdienst-Arbeit?

Seydoux: Patriotismus. Und er sagte Frau Del Ponte, dass es sein grosser Stolz war, Offizier zu sein. Es war für ihn eine Ehrensache.

Und warum wollte er weg vom Geheimdienst?

Seydoux: Er wollte aufsteigen. Aber man wollte ihn nicht gehen lassen. Die

PERSÖNLICH

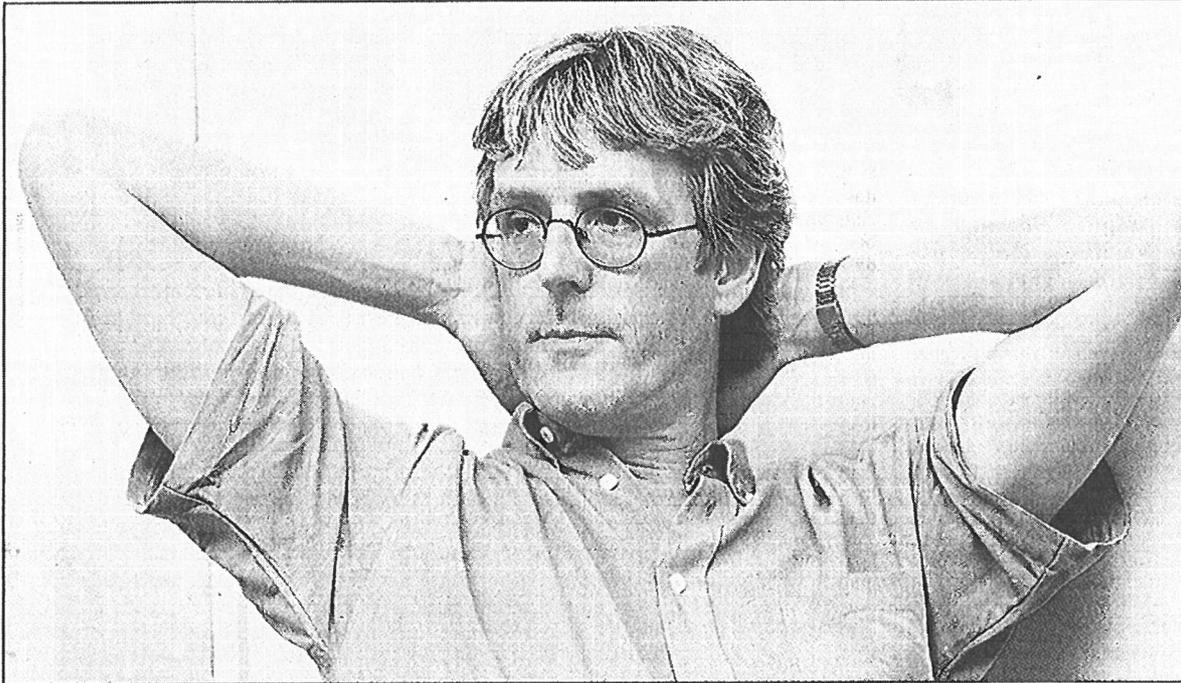
Geboren am: 6. 2. 1949
Sternzeichen: Wassermann
Grösse: 1,91 Meter
Erlerner Beruf: Fürsprecher
Zivilstand: Verheiratet, zwei Kinder
Augenfarbe: Schimmernd
Liebingsgetränk: Cola light
Stärke: Offenheit und Belastbarkeit
Schwäche: Ungeduld mit langsamen Leuten
Zum letzten Mal ausgeschlafen: «Vor der Geburt meiner zwei Kinder.»

Krebsgeschichte sei die Idee von Herrn Regli gewesen, weil schon sein Vater an Krebs gestorben sei.

Der Zürcher Staatsanwalt Hansruedi Müller sagte, Sie,



iner Aussage



Aber man hört auch, dass Frau Del Ponte den Bellasi langsam weich gekocht hat. Wie geht es ihm?

Seydoux: Was soll ich sagen ... Kürzlich hat eine Zeitung angerufen und das Gleiche gefragt. Ich sagte, es gehe ihm gut. Die Zeitung hat dann das Gegenteil geschrieben.

Aber er war doch im Inselspital.

Seydoux: Das war ein dummes Missverständnis. Ein Wärter hat mir gesagt, er sei bewusstlos. Da habe ich gleich die Bundesanwaltschaft informiert. Aber er war gar nicht bewusstlos, sondern hat nur geschlafen. Die Presse schrieb dann von einem Nervenzusammenbruch.

Zum Nachrichtendienst. Was ist Ihre Meinung zu dieser Einrichtung?

Seydoux: Auch wenn Bellasi ein Einzeltäter wäre, ist das Ganze ein Skandal.

Ist denn die Einzeltäter-Version für Sie eine Option?

Seydoux: Die unwahrscheinlichste auf jeden Fall. Eigentlich ist es nicht denkbar. Aber grundsätzlich muss man in dieser Angelegenheit mit allem rechnen.

Wie geht es im Fall Bellasi jetzt weiter?

Seydoux: Mir sind die Hände gebunden. Ich habe noch keine Akteneinsicht und kann daher noch gar keine Verteidigung aufbauen. Ich muss warten, bis Del Ponte mir die Akteneinsicht gewährt.

Und wie geht Ihr Tag heute weiter?

Seydoux: Jetzt gehe ich noch mit den Kindern etwas heraus. Und am Sonntag hat Frau Del Ponte wieder Einvernahmen geplant.

Ist das normal? Einvernahmen am Sonntag?

Seydoux: Bei ihr anscheinend schon. Ich habe einfach erlebt, dass die ganze Bundesanwaltschaft am Rotieren ist, wenn die Chefin kommt.

im Zimmer und riefen zurück: wir wissen ja, wie er aussieht.»

Benutzen Sie den Fall Bellasi nicht einfach, um sich einen Namen zu machen?

Seydoux: In Bern kennt man mich ja schon. Ich habe schon verschiedene grössere Fälle behandelt. Klar ist: Der Fall Bellasi ist eine Herausforderung.

Jetzt sind Sie in ein Umfeld geraten, dass nicht gerade als links bezeichnet werden kann. Wie gehen Sie damit um?

Seydoux: Damit habe ich gar keine Probleme.

Spüren Sie Abwehr und Feindschaft? Zum Beispiel dass man denkt, jetzt bekommt dieser Linke noch Einblick in den Nachrichtendienst?

Seydoux: Absolut nicht.

Und Frau Del Ponte? Wie erleben Sie sie?

Seydoux: Auch sie kocht nur mit Wasser. Aber ich erlebe sie bei der Befragung von Herrn Bellasi als sehr korrekt.

DIE ZWEITE HÄLFTE

Der Nachrichtendienst ist für mich ...

... absolut undurchsichtig.

Carla Del Ponte finde ich ...

... eine faszinierende Persönlichkeit.

Am Militär liebe ich ...

... da ich keinen Dienst leiste, konnte ich mich dort nie verlieben.

Bern bedeutet für mich ...

... Heimat.

Den SonntagsBlick lese ich ...

... seit einer Woche mit Spannung.



«Auch Del Ponte kocht nur mit Wasser»

Herr Seydoux, gehörten mit Ihren öffentlichen Falschaussagen bestraft. Was sagen Sie dazu?

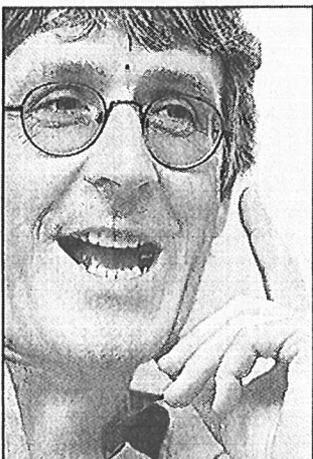
Seydoux: Ich wundere mich, dass jemand Staatsanwalt werden kann mit solch unqualifizierten Ausdrücken. Ich will klar festhalten, dass nicht ich es war, der Namen in die Presse getragen hat, ausser denjenigen von Stoll, weil Del Ponte zu Unrecht Schreier verdächtigt hat.

Und wie reagiert jetzt Ihr Umfeld?

Seydoux: Rundherum gut. Kürzlich kam sogar einer von den Schweizer Demokraten auf mich zu und sagte: Das machst du super. Bleib dran.

Und Ihre Familie?

Seydoux: Die haben bis jetzt noch den Plausch. Kürzlich hat meine Frau die Kinder gerufen und gesagt: Kommt, Papi ist im Fernsehen. Die Kinder aber blieben



«Rechnungsführer» Dino Bellasi

Im Bunker ve für eine ganz

VON BEAT KRAUSHAAR UND
MARTIN MEIER

Schönbühl bei Bern, abseits des Militärschiessplatzes Sand: Mitten im Wald steht ein getarnter VBS-Bunker.

Hier spielte sich im Juni 1998 folgende Szene ab: Zwei Männer sind auf geheimer Mission. Es sind der Hauptmann der Untergruppe Nachrichtendienst Dino Bellasi (39) sowie der Geheimdienst-Mann M. Das Duo schleicht zum Bunker. Hinter der Tür mit der Nummer 32 lagern rund 100 000 Schuss Munition – Produkte der Schweizer Armee und Spezialgeschosse für Präzisionswaffen. Bellasi hatte diese Munition im VBS-Bunker für seine verbotenen Schiessübungen versteckt. Die beiden verladen die hochbrisante Fracht eilends in ihr Auto.

Grund für die Nacht- und Nebelaktion: Die Verwaltung des Waffenplatzes Sand plante eine Kontrolle der Bunker. Bellasi, der «Einzelgänger», wurde gewarnt.

100 000 Schuss – das reicht für eine ganze Division! Wofür Bellasi so viel Munition brauchte, wissen auch die Untersuchungsbehörden noch nicht. Für reguläre Geheimdienst-Übungen jedenfalls nicht. Bellasi-Nachfolger Thomas Leider zu SonntagsBlick: «Eine Una-Truppe benötigt pro Jahr höchstens 3000 Schuss.»

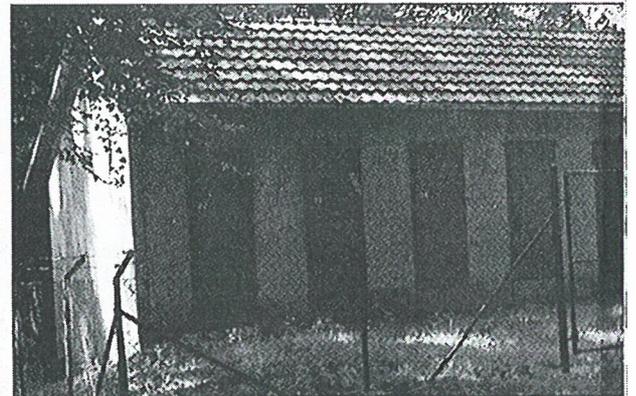
Bellasi und Kumpan M. brachten die Munition in ein neues Versteck. Zu einem Waffengeschäft in Bern-Bümpliz. Ins gleiche Gebäude, wo vor rund drei Wochen das von SonntagsBlick enthüllte Waffenlager entdeckt worden war.

Auch hier wartet auf Bellasi ein Helfer: SonntagsBlick weiss, wer der Mann ist: Er heisst Andreas Zbinden, ist Mitbesitzer des Gun-Shops.

Brisant: Zbinden leistet als Schiessausbildner seinen

EXPRESS

- **Unheimlich: Geheimdienst-Betrüger Dino Bellasi versteckte 100 000 Schuss Munition in einem Bunker.**
- **Alle rätseln: Was hatte Bellasi damit vor?**
- **Lügner Bellasi ist gebrochen.**
- **Jetzt kommt auch Geheimdienst-Chef Peter Regli unter Beschuss: Er weiss mehr, als er sagt.**
- **Jetzt muss Regli vor Militärgericht aussagen.**



Explosives Lager: In diesem VBS-Munitionsdepot lagerte Bellasi 100 000 Schuss Munition.

FOTO: MARTIN MEIER

WK im Nachrichtendienst! Bellasi hat ihn geholt. Er hilft Bellasi, die 100 000 Schuss Munition in einen vom Gun-Shop angemieteten Keller zu verfrachten.

Als Bellasi in der Nacht auf Freitag, den 13. August mit seiner Frau auf dem Flughafen Zürich-Kloten verhaftet wurde, bekamen die Mitglieder seines ominösen «Zehner-Teams» kalte Füsse. Fachoffizier S. griff zum Telefon und wählte die Nummer des Schweizer Pentagons in Bern. Am anderen Ende ist Bellasis Nachfolger Thomas Leider. «Du», sagt S., «ich weiss von einem geheimen Waffenlager Bellasis. Ich selbst habe mitgeholfen, die Waffen von Düringen nach Bern zu transportieren.»

Bellasi-Nachfolger Leider informierte darauf die Bundespolizei. Aber nicht nur. Combat-Schütze Leider orientierte auch Zbinden! SonntagsBlick konfrontierte Lei-

der damit. Er ist sprachlos. Ausweichend sagt er dann: «Ich mag mich nur noch erinnern, dass ich gefragt habe, wo sich das Lager befindet.»

Dominique Reymond, Sprecher der Bundesanwaltschaft: «Wenn es stimmt, dass jemand vom Nachrichtendienst den Besitzer des Waffengeschäfts über die Beschlagnehmung informiert hat, muss er uns dafür eine gute Erklärung bringen.»

Eigenartig: Zbinden verschleierte SonntagsBlick, dass im Keller ursprünglich fünf Paletten mit Munition lagerten. Die Bundespolizei entdeckte aber laut Reymond nur eine Munitionspalette!

Dino Bellasi, der «einfache» Rechnungsführer, birgt noch mehr Zündstoff: Er führte im AC-Labor in Spiez Kurse durch. Neben Waffen-ausbildung unterrichtete er über AC-Bedrohungen. Im Auftrag des Geheimdienstchefs Peter Regli!



rsteckte er Munition e Division!



AC-Labor Spiez: Hier unterrichtete Bellasi unter anderem über AC-Bedrohungen.

FOTO: KEYSTONE



Millionen für Spitzel

BERN - Auch das noch: Geheimen «CIA-Kässeli» im Schweizer Geheimdienst.

Das Budget des Nachrichtendienstes ist streng geheim. Dazu gehört auch das - in Anspielung an den amerikanischen Geheimdienst so genannte - CIA-Kässeli. SonntagsBlick wurde von Hans-Ulrich Ernst, Ex-Generalsekretär des Eidgenössischen Militärdepartementes, über diese Geheimekasse informiert.

Ernst: «Im CIA-Kässeli liegen rund zwei bis drei Millionen Schweizer Franken.» Mit dem Geld werden Informanten im In- und Ausland zum Essen eingeladen und für ihre Informationen bezahlt. En Guete!

Ernst weiter: «In der Buchhaltung tauchen die zwei bis drei Millionen nirgends separat auf.» Die Rechnungs-Revision wird vom Direktor der Finanzkontrolle und einem VBS-Mitarbeiter heimlich durchgeführt.

Dino Bellasi: Laut Informationen soll er fünf Paletten mit Munition gelagert haben. Gefunden wurde aber nur eine.

Laudatio

für die Arbeit
von
erschieden

Bellasi-Affäre
Beat Kraushaar und Martin Meier
im SonntagsBlick August/September 1999

Wir zeichnen die „Bellasi-Recherchen“ von Beat Kraushaar und Martin Meier aus, die vom 15. August bis zum 5. September 1999 im „SonntagsBlick“ erschienen sind und vorbildlich zeigen, dass eine aufmerksame Presse tatsächlich jene viel beschworene „dritte Gewalt“ sein kann, also dem Staat sorgsam und tatsachentreu auf die Finger schaut und ihn, wenn er jenseits des Rechtmässigen handelt, darauf haut. Die Recherchen des „SonntagsBlick“, in der Tat wohl in hohem Mass eine kollektive Leistung, bei der die von uns heute Ausgezeichneten federführend waren, sind gleich nach Erscheinen als der „Primeur des Jahres“ bezeichnet worden. Das mag wohl sein, ein Primeur allein wäre dennoch nicht unbedingt auszeichnenswert. Ob eine Meldung mich am Sonntag oder erst am Montag erreicht, ist nicht so wichtig. Nein, die Enthüllungen um die Tätigkeiten des Dino Bellasi innerhalb des Schweizerischen Geheimdienstes wären auch ohne die journalistische Spürnase und Hartnäckigkeit der Autoren wohl gar nicht oder nicht so deutlich ans Licht der Öffentlichkeit gelangt. Ein klassischer Fall von gutem Recherchejournalismus also. Preiswürdig.

Urs Widmer

Der Zürcher Journalistenpreis 2000

wird

Frau Irena Brezná

für ihren Artikel

Eine Familie ist noch kein Härtefall

erschienen in der Weltwoche vom 1. Juli 1999

verliehen.

Zürich, 25. Mai 2000

Die Jury:

Gunhild Kübler

Gunhild Kübler

Herbert Cerutti

Herbert Cerutti

Esther Scheidegger Zindel

Esther Scheidegger

Margit Weinberg Staber

Margit Weinberg Staber

Urs Widmer

Urs Widmer

Tango:
Warum Männer führen
müssen, wo doch Frauen
den Tango tanzen
Seite 58

Tour de France:
Wer startet, wer fehlt,
wer beim Doping erwischt
wurde und wer gewinnt
Seite 59

Verpackungen:
Vom täglichen Kampf
mit Gürkengläsern
und Milchtüten
Seiten 62-65

Universitätsstadt:
In Alcalá de Henares
studierten einst Spaniens
Geistesgrößen
Seite 66

Lesowanderung:
Die aussergewöhnlichste
Bibliothek liegt auf einem
Berg in Südtirol
Seite 67



Sie galten nicht als hilfsbedürftig: Rexhep Berisha (hinten links) holte seine Familie illegal nach Basel

Backstreet Die Boys und das Biest

Ein Freitagabend in der Zürcher Bahnhofstrasse. Drei Schritte von der Tramhaltestelle produzieren sich vier junge Sänger: Schlaberhosen, Unschuldsgaun. Sie sehen aus wie die Backstreet Boys, singen schlechter, aber immer noch gut genug: Um sie herum hat sich eine Menschengruppe gebildet. Eine Dame mit einem So-ist-die-Welt-in-Ordnung-Gesicht tritt vor, geht mit zusammengepressten Beinen leicht in die Knie und lässt einen Batzen in den bereitgestellten Hut gleiten. Die Buben nickten artig. Der Mann, der als einziger auf der anderen Strassenseite auf dem Boden hockt, hat eine schmutzige Einkaufstasche und einen Pappbecher vor sich. Seine Haut ist rotteckig, von Kratern durchzogen wie der Mond. Durch sein Gesicht geht ein Zucken, er murmelt vor sich hin, und seine Arme vollführen die tollsten Bewegungen. Plötzlich springt der Mann auf. Er überquert die Strasse, bahnt sich einen Weg durch die Menschen, geht hin zum Hut – und schüttet den Inhalt seines Pappbeckers hinein. Man lacht. Der Mann seinerseits stolpert in Richtung St. Annahof davon.

• Gian Signorelli

Eine Familie ist noch kein Härtefall

Von Irena Brežná • Die bundesrätlichen Richtlinien für die Zusammensetzung von Familien aus dem Kosovo sind gut gemeint. Aber ihre Anwendung kann Leid und Ungerechtigkeit nicht verhindern

An den kantonalen Fremdenpolizeischaltern vorbei und durch die Büros der Hilfswerke defilierte in den letzten Wochen eine besondere Kategorie von Menschen, mehr oder weniger Rechtlose, Hoffende, Bittende, Verzweifelte. Sie zeigten ihre Ausländerausweise, mal stolz, mal beschämt, je nach dem Buchstaben darin, der sie als Ausländer mit Niederlassung, als anerkannten oder als abgewiesenen und vorläufig aufgenommenen Asylbewerber ausweist. Sie falteten zerknüllte Papierblätter auseinander, mit Händen, ans Anpacken und nicht ans Schreiben gewöhnt, hatten sie ungenau die Namen ihrer Ehefrauen und Kinder, der Geschwister und Eltern mit deren Geburtsdaten aufgeschrieben. In der Jackentasche trugen sie ihre versammelten Familienmitglieder bei sich wie Glücksanhänger. Meist Männer, seit zwanzig, zehn, fünf, zwei Jahren oder bloss einigen Monaten in der Schweiz. Von den Gehältern, verdient auf Baugerüsten, Strassen, an Fließbändern und in Pizzerias, wurden Häuser im Kosovo gebaut, die jetzt abgebrannt und geplündert sind. Es bleibt nur das Nadel, die lebendige Schnur, an der sich die Familie hält und hochziehen versucht. Kurze Anrufe aus den Flüchtlingslagern in Mazedonien, Albanien, aus Asylheimen in Westeuropa: Wann, wann holst du uns in die Schweiz?

• Irena Brežná ist freie Journalistin und arbeitet seit dem Kriegsausbruch in der Kosovo-Beratung beim Basler Roten Kreuz

arbeitet er regelmässig, wurde nicht betrieblen, seine Familie schmort bei vierzig Grad Hitze in einem Zelt in Albanien. Doch der Polizeibeamte schüttelt den Kopf, als er die Lohnabrechnung sieht. Der Hilfsarbeiter müsste 5500 Franken monatlich verdienen und auch seine Dreizimmerwohnung sei gemäss schweizerischem Standard für drei Kinder zu klein. Für diese Kinder, die jetzt auf einer Plastikfolie schlafen, Durchfall haben und ins Telefon weinen, ist ihr Vater der einzige feste Punkt in einer auseinanderbrechenden Welt. Berat kann sich nicht mehr konzentrieren, fällt vom Gerüst, der Aufprall bringt Klarheit, er nimmt einen Kredit auf und bezahlt den Schleppern siebentausend Franken. Eines frühen Morgens telefoniert seine Frau von einem Grenzbahnhof. Endlich der vertraute Geruch und die unendlichen Kriegsgeschichten, aber kaum hat sich sein Geist beruhigt, schon kommt die Kündigung vom Hausbesitzer, die Wohnung sei nicht für fünf Personen vermietet worden.

Enver ist besser dran, zwanzig Jahre Schweiz, ebenfalls eine Niederlassungsbewilligung, der Lohn ausreichend, eine 4 1/2-Zimmer-Wohnung. Die Fremdenpolizei gestattet seiner Frau und den drei minderjährigen Kindern einen Touristenbesuch für drei Monate, aber den 19-jährigen Sohn lehnt sie ab. Er ist volljährig. Wäre er ein Härtefall, wäre sein Bauch hart von Schwangerschaft oder von frischen Kugeln, dürfte er sich kurz beim Vater erholen. Während der Rest der Familie in Skopje ins Flugzeug steigt, macht sich der Sohn alleine auf den Weg gegen Norden. Serbische Polizisten verhaften ihn, und als sie erfahren, dass sein Vater in der Schweiz

lebt, verlangen sie zehntausend Schweizerfranken innerhalb von 48 Stunden, sonst würden sie ihn zwingen, an der serbischen Front gegen die UCK zu kämpfen. Der Vater bezahlt und holt ihn illegal zu sich.

Nesim ist seit einem Jahr abgewiesener Asylbewerber ohne Arbeit, der fremde Staat ernährt ihn samt Frau und drei Kindern. Er gibt dies wie ein Verbrechen zu. Er weiss, sein Status ist der niedrigste. Er will noch seine zwei kleinen Söhne nachziehen. Er kann nur betteln, im Kreis herumgehen, vielleicht reist irgendwo ein Loch ein. Dieses Loch ist der Krieg. Die Grosseltern flüchten mit den Kindern aus dem Kosovo nach Albanien. Doch die Kinder müssten unbegleitet sein, erst dann könnte das IKRK sie als hilfsbedürftigen Fall der Schweizer Vertretung in Tirana vorschlagen. Nach wochenlangem Hin und Her fragt man:

• Besondere Härte

Aus der Weisung des Bundesamtes für Ausländerfragen vom 30. April 1999 für Personen mit letztem Wohnsitz in der Provinz Kosovo:

6. **Besondere Härte.** In der Regel werden Ehegatten und minderjährige Kinder als Härtefall betrachtet. Namentlich kann eine besondere Härte auch vorliegen bei Kriegsverletzten, Kranken, schwangeren Frauen. Liegt eine besondere Härte vor, können die übrigen Kriterien (Finanzen, Wohnraum, Verwandtschaftsgrad) auch weniger restriktiv gehandhabt werden.

«Sind die Grosseltern und die Kinder vielleicht schwer krank?» Eine leise Hoffnung kommt auf: Die Grosseltern haben chronische Erkrankungen, können sich nicht um die Kinder kümmern, eine Arztbestätigung wird aus Albanien gefaxt. Günstiger wäre, wenn die Kinder Asthma oder Diabetes hätten, herzkrank von Geburt an, abhängig von Medikamenten wären. Der Vater hat seine eigene Philosophie: «Reicht der Krieg, die Flucht, zwei Monate Gestank und Schlamm eines Lagers und eine einjährige Trennung von Mutter und Vater nicht aus? Können sich die Beamten nicht vorstellen, dass dies alles Kinder krankmacht?» Doch. Bern zeigt am Ende Vorstellungskraft und genehmigt den Familiennachzug.

Flamur ist dagegen eindeutig ein Härtefall – Kriegsinvalid, 22 Jahre alt, UCK-Kämpfer, soeben wurden ihm beide Beine amputiert, eine Bestätigung des Spitals aus Tirana liegt auf englisch vor. Flamurs drei Onkel leben in der Schweiz, sind arbeitsliebend, haben mittelgrosse Wohnungen. Aber Neffe und Onkel sind für den westeuropäischen Familiensinn keine Kernfamilie. Ist Flamur vielleicht unbegleitet? Nein, ein Bruder ist bei ihm. Schade für Flamur, dass er es nicht alleine schafft. Der zu Fall gebrachte Kämpfer findet Aufnahme in einem Mailänder Spital. Dort liegt er. Unbegleitet. Ob er jetzt in die Schweiz kommen darf? Aber nein, Italien gilt doch als sicheres Drittland. Wenn Flamur wenigstens noch ein Bein hätte, könnte er über die grüne Grenze zu seiner Familie humpeln. Er hat einen erweiterten Familienbegriff – Onkel und Tante und Vetter fühlen sich für ihn verantwortlich wie seine leiblichen Eltern. Sie sind es, die ihn in Mai-

land besuchen, die Flamur an Stelle seiner Eltern aufmuntern, die von Bewilligungen und Härtefällen keine Ahnung haben. Sie sind inzwischen aus Albanien ins Kosovo zurückgekehrt, ohne zu erfahren, dass ihr Sohn ein sichtbarer Härtefall geworden ist.

Ohne Hand, aber gesund

Bajram, Fehmi und Afrim sind dafür in der Tat unbegleitet, drei Kinder, alleine geblieben in einem montenegrinischen Lager, beide Eltern sind vermisst, fünf Onkel leben mit Niederlassungen in der Schweiz, garantieren durch seriöse Löhne und Bankkonten den Aufenthalt. Alles sieht zuversichtlich aus. Das eine Kind hat sogar einen Arm verloren, der Onkel belegt es durch ein Foto. Doch dann kommt die schlechte Nachricht. Zwar hielten die Onkel ihre Neffen für kindlich, aber in Wirklichkeit sind diese schon erwachsen: 18, 19 und 22 Jahre alt, und den Arm hat Afrim schon vor einem halben Jahr durch eine Granate verloren. Er ist also kein Kriegsverletzter, obwohl es ihm Kosovo schon seit einem Jahr Krieg gibt. Man möchte helfen: «Sind die Jungs nicht sonst irgendwie krank?» Aber der Onkel begreift die humanitären Kriterien für die Familienzusammenführung noch nicht. Gott sei Dank sind sie gesund, bloss schwer traumatisiert, meint er. Doch für die Benachteiligten dieser Erde ist die Notlüge die einzige Meinungsfreiheit. Gäbe es die letztere nicht, wäre ich den drei Jugendlichen nicht kürzlich bei der Fremdenpolizei begegnet, wo sie gerade eine «Anwesenheitsbestätigung» für zwei Monate erhielten. Sie blickten ernst wie erwachsene Kinder und hilflos wie kindliche Erwachsene. Afrim reichte mir seine einzige Hand. Der Onkel begrüßte mich dafür mit seinen beiden Händen. Dort, wo eine Hand fehlt, wird sie sogleich von der Familie ausgeglichen.

Halim ist ein demütiger Mann. Gedemütigt noch und noch. Denn seine

Fortsetzung auf Seite 58

Eine Familie ist noch kein Härtefall

○ Fortsetzung von Seite 57

junge Frau wurde von den serbischen Militärs vergewaltigt. Sie floh mit ihrer Mutter und ihren drei Kleinkindern nach Mazedonien. Da sie seitdem geistig verwirrt ist, sorgt ihre Mutter für die Kinder, und daher gilt die Familie als nicht hilfsbedürftig. Für die Engländer allerdings schon. Man hat sie ins englische Kontingent aufgenommen. Wenn Halim sie in England besucht, verliert er seinen Ausländerstatus, der zwar der schlechteste ist, aber doch einer. Und aus England herauszukommen ist unmöglich, um England herum ist Wasser wie Stacheldraht.

Wäre die Familie in Deutschland, Österreich oder Italien gelandet, könnte sie wie viele andere zu Fuss durch den Wald ins helvetische Paradies einreisen. Hier würde sie sich aller Illusionen über Paradiese entledigen. Gleich nach der Ankunft in einer Empfangsstelle werden Flüchtlinge nämlich so an die Kantone verteilt, dass der Grossvater mit Schwiegertochter und Enkel im Zürcher Asylheim lebt, die Schwiegermutter alleine in St. Gallen, der Bruder mit Frau und Kind in Basel, zwei Söhne im Tessin und die Tochter

mit ihrer Familie in Lausanne. Das Recht zusammenzubleiben hat nur die Kernfamilie (Eltern und minderjährige Kinder), ein Kantonswechsel zugunsten der Grossfamilie ist kaum möglich. Die Familienzusammenkünfte der Zerrissenen finden schon wieder über Natel statt.

Aferdita will niemanden zu sich einladen, sie leidet bloss an der Obsession, ihre alte Mutter, die in einem albanischen Flüchtlingslager im Sterben liegt, noch einmal sehen zu müssen. Sie ist wegen dieses zwanghaftdepressiven Zustands in psychiatrischer Behandlung. Oft träumt sie von einem Familienmahl am runden Tisch, der entzweibricht. Der Psychiater erklärt ihr, dass dies ein schönes Bild für ihr nicht intaktes Selbst sei. Die Beamtin meint, das Gesuch um eine Woche Ausreise aus der Schweiz werde mit aller Wahrscheinlichkeit abgelehnt, aber auf diesen Entscheid müsse sie drei bis sechs Monate lang warten. Aferdita wird trotz Antidepressiva zornig, sie ruft vor dem Schalter laut aus, Gott werde eines Tages diese Unmenschlichkeit bestrafen. Einige Tage später stirbt die Mutter in Albanien. Unbegleitet. Der härteste Härtefall.

* Alle Namen geändert

Laudatio

für die Arbeit
von
erschieden

Eine Familie ist noch kein Härtefall
Irena Brezná
in der Weltwoche vom 1. Juli 1999

Irena Brezná ist Journalistin und Mitarbeiterin bei der Kosovo-Beratung beim Basler Roten Kreuz. Ausgangspunkt ihres prämierten Artikels ist eine Weisung des Bundesamtes für Ausländerfragen vom 30. April 1999 für asylsuchende Personen aus Kosovo. In dieser Weisung werden Ehegatten und minderjährige Kinder, aber auch Kriegsverletzte, Kranke und schwangere Frauen als Fälle von besonderer Härte eingestuft und im Rahmen der Asylgewährung weniger restriktiv behandelt. Die Autorin schildert bewegend, dass selbst eine solch gut gemeinte Regelung Leid und Ungerechtigkeit nicht verhindern kann. Denn in Kosovo gehört auch der Onkel zur Familie, was die Schweizer Behörden nicht tolerieren wollen. Und dass die erwachsenen Neffen, damit sie die Schweiz akzeptiert, ausser ihrem Seelentrauma auch noch körperliche Schäden zeigen müssten, will dem Mann aus Kosovo nicht in den Kopf.

Der Artikel zeigt einmal mehr, dass die im Flüchtlingswesen als notwendig empfundenen nationalen Restriktionen immer auch inhumane Aspekte haben. Ein Dilemma, das ratlos und traurig macht.

Herbert Cerutti

Der Zürcher Journalistenpreis 2000

wird

Frau Nicole Müller

für ihren Artikel

Vom Glück, „anders“ zu sein

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 26./27. Juni 1999

verliehen.

Zürich, 25. Mai 2000

Die Jury:



Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



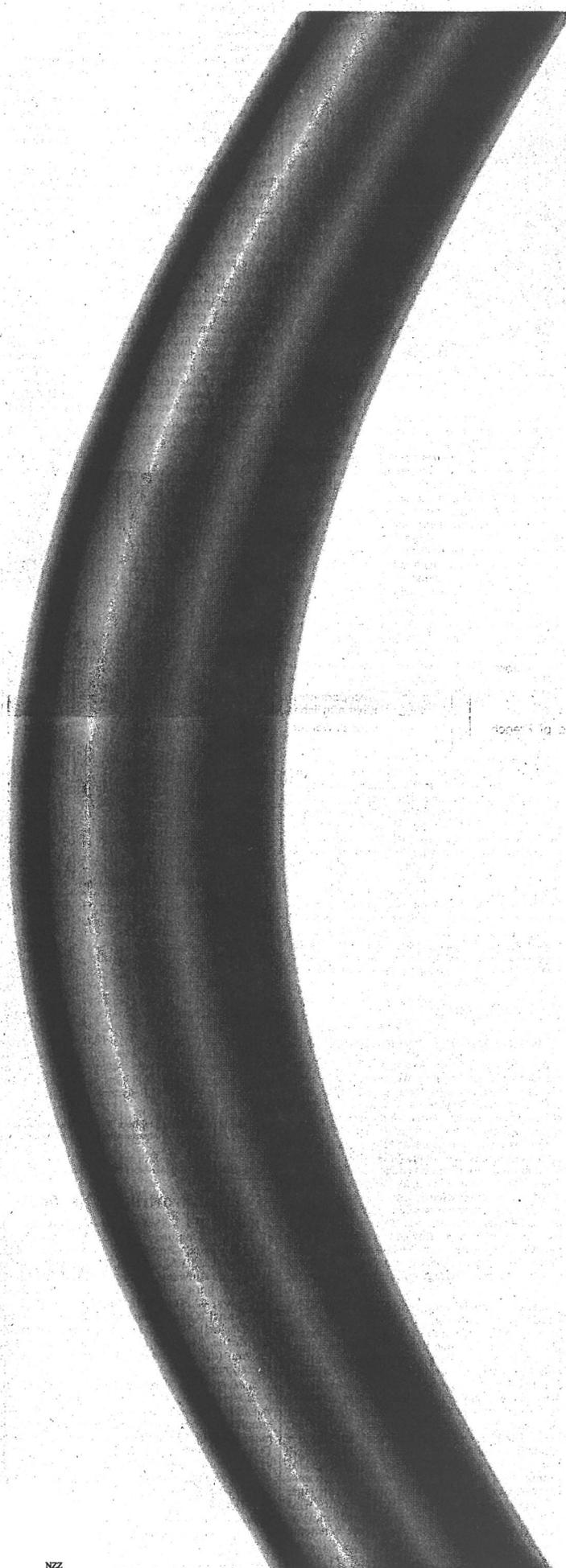
Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Vom Glück, «anders» zu sein – ein Erfahrungsbericht

Christopher Street Day: 30 Jahre Kampf um gesellschaftliche Akzeptanz und Gleichberechtigung Homosexueller



Mutter beugt sich vorsichtig zu mir herüber. «Sag mal», flüstert sie mir im Tram zu und deutet mit dem Kopf auf einen jungen Mann auf der anderen Wagenseite, «ist der ... äh, ... ist der auch vom anderen Ufer?» Das Vertrauen meiner Mutter ehrt mich. Bloss dass sie Schwule und Lesben mit der Freimaurerloge verwechselt. Woher zum Teufel soll ich denn wissen, ob jener junge Kerl auf Männer steht? Kraft eines Röntgenblickes vielleicht, den mir mein eigenes Lesbischein wunderbarer Weise beschert hätte? «Weiss ich doch nicht», entgegne ich. Sie lehnt sich zurück und seufzt. «Es gibt ja nur noch solche», stellt sie betäubt fest. «Dein Vater und ich», sagt sie, «dein Vater und ich sind jetzt vierzig Jahre miteinander verheiratet.» Oje, denk' ich, jetzt werde ich mir gleich eine Hymne auf die Kleinfamilie anhören dürfen, die zwar so zweifelhafte Subjekte wie mich hervorgebracht hat, aber nichtsdestoweniger als der beste aller möglichen Lebensentwürfe gilt. «Vierzig Jahre!» wiederholt meine Mutter verträumt und rückt ihre Handtasche mit einer energischen Handbewegung auf ihren Schoß zurück. «Dein Vater und ich sind ja schon richtig pervers.»

So ist es. Tempora mutantur nos et mutamur in illis. Wenn das Unglück vorbei ist, wenn die Bleiplatte der Schuld weggestemmt ist, wird es schwierig zu sagen, was sich verändert hat. Schwierig zu sagen, ob es der eigene Beitrag war oder ob man bloss vor ausgewechselten Kulissen spielt. Ich erinnere mich an die Erleichterung, als ich 1989 (oder war es 1990?) eine kurze Zeitungsmeldung las: Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hatte die Homosexualität von der Liste der Krankheiten gestrichen. Ich freute mich über die Annahme der neuen Bundesverfassung, in der die Diskriminierung auf Grund der Lebensform geächtet wird. Und als 1992 mein erstes Buch, «Denn das ist das Schreckliche an der Liebe», erschien, wunderte ich mich über die freundliche Aufnahme einer lesbischen Trennungsgeschichte. Es gab eine Welt da draussen. Eine Welt, die weniger streng und moralisch war als mein Elternhaus.

In meiner Jugend gab es Schwule nur als Witz. Lesben gab es gar nicht. Es gab nachdrücklich auf den Unterteller gelegte Löffel. Es gab bedeu-

30 Jahre nach «Stonewall»

ncw. New York, Christopher Street, Sommer 1969: In der Homosexuellen-Bar Stonewall kommt es zum Tumult. Zum erstenmal setzen sich Schwule gegen die willkürlichen und schikanösen Razzien der Polizei im Milieu zur Wehr. Quartierbewohner solidarisierten sich mit den Betroffenen, und es wurden tagelange Strassenschlachten ausgetragen. Dies war der Anfang der Schwulen- und Lesbenbewegung. In den USA, später auch in Europa bildeten sich erste Organisationen, die sich für die Rechte und die gesellschaftliche Akzeptanz Homosexueller einsetzen. Manches haben sie erreicht, um etliche Forderungen wird immer noch gekämpft. Mit den Paraden und Veranstaltungen am heutigen Christopher Street Day (dem jährlichen «Feiertag» der Schwulen- und Lesbenbewegung) soll nicht nur an «Stonewall» erinnert, sondern vor allem auf die heutigen Anliegen aufmerksam gemacht werden. Der Regenbogen ist das offizielle Symbol der Bewegung.

tungsvoll glattgestrichene Röcke und ein Schweigen, das «Geheimnis, Geheimnis» blinkte, für ein Kind aber nicht zu entziffern war. Als Onkel Martin verschwand, den ich heiss und innig liebte, weil er mich als einziger in der Verwandtschaft mit mitgebrachten Spielzeugautos beglückte, gab es keine Erklärungen. Dass er schwul war und sich im Verlaufe einer schweren Depression das Leben genommen hatte, erfuhr ich erst Mitte Zwanzig. Rätselhaft auch die abfälligen Bemerkungen über den Gemeindeammann, der sonntags junge Männer in einem knallroten Cabrio spazierenfuhr. So etwas machte man nicht in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Das war doch «einfach ein Blöfser mit seinem roten Chlapf da». Es brauchte ein paar Jahre, bis ich begriff, dass nicht die Cabrios das Unanständige waren. Und es brauchte ein paar Jahre, um zu begreifen, warum es eine Gnade war, dass meine Mutter ihre «anders gewickelte» Lehrmeisterin weiterhin traf, warum letztere «trotzdem» eine Netze war und warum immer das überragende Talent dieser greisen Porzellanmalerin, die jeweils am Stock und in Begleitung einer resoluten Freundin erschien, ins Feld geführt werden musste, um ihren eigentlich unmöglichen Besuch zu rechtfertigen.

In der Dunkelheit des Ungesagten werden Bot-schaften hinterlegt. In der Dunkelheit des Ungelebten habe ich sie angstvoll gelesen. Lektion eins: Die Schwulen und die Lesben sind immer die anderen. Lektion zwei: Es ist ein Unglück, so zu sein. Lektion drei: Besser, man kennt keine wie «die». Und dann dämmert einer, dass sie selber so ist. Es gibt keine Worte dafür. Es gibt nur ein schleichendes Unbehagen, ein langsames Merken, dass alles nicht so läuft, wie es sollte. In der Buchhandlung fragt die, die auch «so» ist, nach den Büchern von Alexander Ziegler. Und steht Höllenqualen aus, bis die Buchhändlerin die Angaben aus dem Katalog geblättert hat. Es müssen's alle sehen, dass die, die dieses Buch verlangt, auch «so» ist. «Ziegler, Alexander», sagt die Buchhändlerin laut. Man könnte sie erwürgen

dafür, dass sie das Kainsmal so laut preisgibt vor versammelten Käuferinnen und Käufern an der Kasse. Dass es den anderen komplett egal sein könnte, ob ich «so» oder anders bin, dieser tröstliche Gedanke ist mir leider nie gekommen.

Die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen. Hinterher ist es schwierig, sich zu vergegenwärtigen, wovor man eigentlich Angst gehabt hat. Vor nichts wahrscheinlich. Vor einer verschlossenen Türe, hinter der man Schreckliches erwartete und die, sobald man sie aufstösst, nur den Blick freigibt auf einen blühenden Garten. Es ist herrlich, lesbisch und mit sich selber einverstanden zu sein. Es ist wunderbar, sich lebendig zu fühlen, schamlos in die Ausschnitte von Frauen zu linsen, zu flirten, was das Zeug hält, und den Moralaposteln Paroli zu bieten. «Demokratie», so der inzwischen verstorbene François Mitterrand, «ist niemals ein Status quo. Sie muss täglich neu verteidigt und erkämpft werden.» So ist es wohl auch mit der Sache der Lesben und Schwulen. Es gibt keinen Status quo. Das in den letzten zehn, fünfzehn Jahren spürbar liberalisierte Klima, das im übrigen an die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg anknüpft, ist nicht unbedingt ein Geschenk für die Ewigkeit. Es ist ein Erbe, das gepflegt, verteidigt und vermehrt werden muss. Es gibt Zeiten des Krieges, es gibt Zeiten des Friedens. Unbestritten aber scheint es mir zu sein, dass die Zeiten des Friedens immer die grösseren gewesen sind. Und dass auch gute Erfahrungen, so sehr sie von der Geschichte verschüttet sein mögen, nicht wirklich verlorengehen.

Neulich war ich mit meiner Mutter in der Kirche. Der Pfarrer predigte zum Thema des Gedächtnisses und führte aus, wie sehr die heilige Wandlung eine Aufforderung zur Erinnerung sei. Er machte den Sprung vom kollektiven Gedächtnis des Christentums zur individuellen Erinnerung und bat die Kirchengemeinde, sich an die schönsten Augenblicke im eigenen Leben zu erinnern. «So eine blöde Predigt», meinte meine Mutter verstimmt, als wir im weststrebenden Pulk der Messgänger die Kirche verliessen. «Aha?» meinte ich etwas konsterniert. «Aber wieso denn?» Mir hatte die Predigt so ausnehmend gut gefallen, dass ich in allerlei angenehmen Erinnerungen schwelgte. «Schönste Augenblicke!» stiess meine Mutter verächtlich hervor. «Kannst du dich vielleicht an schönste Augenblicke erinnern? Also mir fällt dazu nichts ein. Da war immer ein Haken, wenn etwas schön war.» – «Bissegutet», sagte ich schwach abwehrend und bereits damit beschäftigt, nach einem Taxi Ausschau zu halten, das meine nur mühsam gehende Mutter und den schweigenden Vater zum Hotel fahren würde. «Dann sag mir mal, woran du dich erinnerst, wenn du so etwas Blödes wie «schönste Augenblicke» hörst!» fuhr mich meine Mutter an. Ich lachte. «Das werd' ich dir doch nicht erzählen», meinte ich und wurde, da sie ein beleidigtes Gesicht aufsetzte, doch ein bisschen genauer. «Na ja», sagte ich beschwichtigend, «Momente aus meinem Liebesleben halt. Und wie das war, als ich ohne Hilfsräder Fahrrad fahren lernte. Es war wie Fliegen. Es war so wunderbar, als Papi auf der Terrasse stand und sich ausschüttete vor Lachen, weil ich nicht bemerkt hatte, dass er meinen Gepäckträger losgelassen hatte. Das war ein schöner Moment zum Beispiel.» – «Komisch», sagte meine Mutter. «Ich kann mich an nichts erinnern. Bei mir war immer ein Haken dabei. Immer.»

Ich erinnere mich an den verklemmten Reissverschluss meiner ersten Geliebten, die ich so gern elegant und beiläufig aus ihrem Overall geschält hätte. Ich erinnere mich an die Küsse von D. und die flatternde Ungeduld, die mich befiel, wenn der Zug in Paris einfuhr und mich D. am Ende des Bahnsteigs erwartete. Ich erinnere mich an das Wohlsein am frühen Morgen mit der anderen D. und wie sie im Halbschlaf meine Hand packte, um sie sich aufs Geschlecht zu legen. Ich erinnere mich an ihre Gaben. An die Kassetten, an die Bücher, die sie mir schenkte. An die Gengnung, die es bedeutete, sie in ein Café zu begleiten und dort Händchen mit ihr zu halten, ohne auf die irritierten Blicke der Kellner achten zu müssen. Ich erinnere mich an das würgende Gefühl, bestraft zu werden, weil ich einen Menschen, der eine Frau war, liebte und begehrte. Ich erinnere mich an die bösen Blicke, die ich amüsiert auf mich nahm, um sie mit der Kraft, ich selbst zu sein, zu neutralisieren. An alles erinnere ich mich. Auch an den Brummhären Dulli, der mir auf mein schamhaftes, an einer Supermarktkasse gemachtes Geständnis, dass ich nämlich nicht so auf Männer stünde, die schönste Antwort gab: «Kann ich verstehen», knurrte er. «Ich auch nicht.» Und natürlich erinnere ich mich an die Frauen und Männer, die mehr Mut hatten als ich und die das Recht auf gleichgeschlechtliche Liebe zu einer Zeit und in einer Umgebung eingefordert haben, in denen ich vor lauter Angst in die Hosentasche gemacht hätte. Man kommt nicht aus dem Nichts. Das zu erkennen ist ein Gewinn. Ich gienesse mein Leben, weil es vorher ein paar Vereinzelte gab, die sich für die Sache zerreißen liessen. Ich gienesse meine Erinnerungen im Bewusstsein über die Fragilität ihres Zustandekommens. Eines jedoch bleibt zu sagen: Was man genossen hat, kann einem niemand mehr wegnehmen. Was das war, kann immer wiederkommen. Sogar das Glück, lesbisch oder schwul zu sein.

Nicole Müller

Laudatio

für die Arbeit
von
erschieden

**Vom Glück, „anders“ zu sein
Nicole Müller**

in der Neuen Zürcher Zeitung vom 26./27. Juni 1999

Etwa 30 Jahre ist es her, dass in der Homosexuellen-Bar Stonewall in der New Yorker Christopher Street sich Schwule zum ersten Mal einer Polizeirazzia widersetzen und ein Tumult ausbrach, der in tagelange Strassenschlachten überging. Das war der Beginn einer kämpferischen Schwulen- und Lesbenbewegung, die seither einiges erreicht hat - unter anderem, dass die Weltgesundheitsorganisation (WHO) vor zehn Jahren die Homosexualität von der Liste der Krankheiten strich.

„Die Zeiten ändern sich und wir uns in ihnen“ - heisst es in dem Erfahrungsbericht: 'Vom Glück „anders“ zu sein', den Nicole Müller aus Anlass der 30. Wiederkehr der Christopher-Street-Krawalle geschrieben hat. Der Artikel ist um die Einsicht herum gebaut, dass Demokratie niemals ein Status quo ist, sondern täglich neu verteidigt und erkämpft werden muss. Dass dies auch für die Sache der Lesben und Schwulen gilt und wie dies im Einzelnen aussieht, das beschreibt Nicole Müller in Dutzenden von Szenen und Beobachtungen aus dem eigenen Alltag. Schwer zu sagen, was an diesem Text mehr zu rühmen ist: sein zurückhaltender Scharfsinn, seine Anschaulichkeit, seine sprachliche Prägnanz und Originalität, sein pffiffiger Witz - letzterer zeigt sich z.B. in einer kleinen Szene an der Supermarktkasse, wo die Autorin einem brummigen Mann schamhaft gesteht, dass sie nicht so auf Männer stünde. Worauf der die Antwort knurrt: „Kann ich verstehen. Ich auch nicht.“

Die Defizite der Liberalisierung sind im letzten Jahr literarisch breit thematisiert worden. Dass das liberale Klima kein Geschenk für die Ewigkeit ist, zeichnet sich ab. Es ist ein Erbe, das gepflegt werden muss, und in Nicole Müllers Artikel ist das besonders geglückt.

Gunhild Kübler

Der Zürcher Journalistenpreis 2000

wird

Herrn Richard Reich

für seinen Artikel

Elf Fremde müsst ihr sein

erschienen in der Neuen Zürcher Zeitung vom 9. November 1999

verliehen.

Zürich, 25. Mai 2000

Die Jury:



Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

Elf Fremde müsst ihr sein

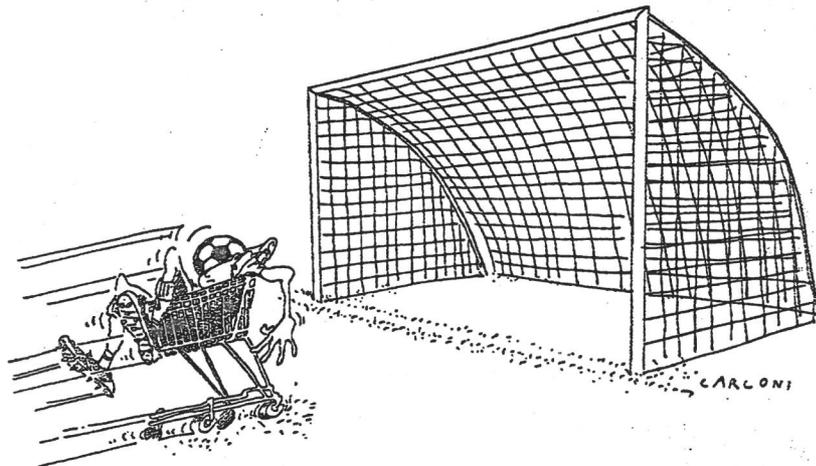
«Wer bist denn du?» sagte in der 17. Spielminute der Innenverteidiger zum Aussenverteidiger. «Ich bin der neue linke Aussenverteidiger», sagte der Aussenverteidiger zum Innenverteidiger. «Aha, dann musst du dieser Schotte sein», sagte der Innenverteidiger. «Nein, ich bin der Slowake», korrigierte der Aussenverteidiger. «So, so, der Slowake», murmelte der Innenverteidiger, «das ist mir neu.» Mit leichtem Stirnrunzeln grätschte er einem heranstürmenden Gegner in die Beine. Obwohl er dabei durchaus auch teilweise den Ball traf, vergass er, beim Schiedsrichter gegen die gelbe Karte zu protestieren, so gedankenversunken war er. «Wie bist du denn hierher geraten?» fragte der Innenverteidiger den neuen Aussenverteidiger in der 24. Minute bei einem Einwurf an der linken Seitenlinie. «Ganz einfach», antwortete der Aussenverteidiger, «mein Agent wollte mich zu einem drittklassigen Klub in Italien vermitteln, doch weil dieser dem gleichen Pharmakonzern gehört wie der belgische Spitzenverein, bei dem ich unter Vertrag stehe, aber nicht zum Einsatz komme, war es EU-kartellrechtlich gesehen besser, mich für fünf Wochen in die Schweiz zu verleihen.»

Kopfschüttelnd warf der Innenverteidiger den Ball genau in zwei gegnerische Füsse, erkämpfte ihn sich aber sogleich zurück und setzte zu einem seiner berühmten Steilpässe in Richtung des rechten Flügelstürmers an, als ihm einfiel, dass dieser ja letzte Woche nach Deutschland verkauft worden war. Verwirrt spielte er den Ball unter dem Gejohle der Zuschauer zum Torhüter zurück. «Bist du denn schon länger hier?» fragte der Aussenverteidiger den Innenverteidiger in der 32. Minute. «Mehr als zehn Jahre», antwortete der Innenverteidiger und fühlte sich plötzlich alt. «Dann weisst du sicher, wie dieser linke Aufbauer heisst, der da vor mir rennt», fuhr der Aussenverteidiger fort. «Er ist doch hinten angeschrieben: Skrzypczak», knurrte der Innenverteidiger etwas ungeduldig, denn schliesslich standen sie beide am eigenen Sechzehner in einer Viermannmauer, und der gegnerische Freistosspezerte schickte sich soeben an, seinen seiner lebensgefährlichen Vollristschüsse abzufeuern. «Schön, schön», sagte der Aussenverteidiger, während er flugs vor dem herannahenden Ball den Kopf einzog, «aber ich wollte wissen, ob er Peter oder Paul oder meinetwegen Pjotr heisst. Es macht sich doch schlecht, wenn man sich auf dem Feld unter Mannschaftskameraden wie Fremde anredet.»

Die Antwort des Innenverteidigers ging im Torgeschrei des Publikums unter. «Darf ich dich im Vertrauen etwas fragen?» fragte der neue Aussenverteidiger den alten Innenverteidiger kurz nach der Pause. «Kannst du eigentlich, Hand aufs

Herz, unsere fünf schwarzen Mannschaftskollegen unterscheiden, wenn sie keine nummerierten Trikots anhaben?» Die beiden Abwehrspieler standen gerade an der Mittellinie und schauten zu, wie einer der Ihren einen Penalty verschoß. «Diese Frage ist eindeutig rassistisch, aber nicht unbegründet», sagte der Innenverteidiger. «Ich selber kann zwar sehr wohl unseren neuen Nigerianer von den beiden Zuzügen von der Elfenbeinküste unterscheiden, und auch unser Namibier und der Südafrikaner schauen wirklich ganz eigen aus. Andererseits bringe ich aber ständig unsere vielen Nachwuchstalente durcheinander, die alle Akne, schwarze Haare und genau die gleiche Wetzel-Frisur haben.»

Gerne hätte der Innenverteidiger, den es vor einem Jahrzehnt eher zufällig aus Norwegen in diesen Klub verschlagen hatte, auch noch etwas über die paar gebürtigen Schweizer in der Mannschaft gesagt. Doch er kam jetzt nicht mehr umhin, einem entlaufenen Mittelstürmer nachzujagen, welcher schon acht Meter Vorsprung hatte und vermutlich bald seinem Auftrag als sogenannter Vollstrecker nachkommen würde. «Fühlst du dich», fragte der neue Aussenverteidiger den alten Innenverteidiger eine Viertelstunde vor Schluss, «nicht auch manchmal etwas einsam in diesem Beruf?» Der Angesprochene schaute lange in die Ferne, weit über den Stadionrand hinaus. «Der Fussball war schon immer ein Abbild der Gesellschaft», sagte er dann. «Und so, wie die heutige Gesellschaft den flexiblen Men-



schen fordert, braucht die moderne Mannschaft den flexiblen Fussballer. Nicht elf Freunde müssen wir sein, sondern perfekt ausgebildet, vielseitig zu verwenden und dabei jederzeit auswechselbar.» Nachdenklich nickend blieb der Aussenverteidiger stehen und hob damit die Abseitsfalle auf. «Nur eine Frage noch», sagte er, während sein Gegenspieler im Hintergrund zum 0:3 einschoss, «wer ist eigentlich unser Trainer?» Da lachte der Innenverteidiger von Herzen und sagte: «Siehst du den Mann mit dem roten Kopf dort? Der so wild herumfuchtelt und uns die Faust zeigt? Das ist der Trainer. Er wird uns wohl demnächst auswechseln, aber gräm dich nicht. Man sagt, er sei schon so gut wie entlassen.»

Richard Reich

Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Elf Fremde müsst ihr sein
Richard Reich
in der Neuen Zürcher Zeitung vom 9. November 1999

Am liebsten würde man ihn jeden Dienstag auszeichnen. Sogar bekennende Sport-Ignoranten, Frauen sind ausdrücklich mitgemeint, greifen an diesem Tag frühmorgens gespannt nach dem NZZ-Sportbund, den sie sonst ungelesen zum Altpapier legen. Die wöchentliche Kolumne Sportplatz ist ein zuverlässiges, praktisch ausnahmslos hochkarätiges Lesevergnügen. Hemmungslos und mit scharfem Blick für Details lotst der Journalist Richard Reich sein geneigtes Publikum hinter die Kulissen, aufs Spielfeld, die Tribünen, ins Stadion. Fussball, Waffenlauf oder was auch immer. Selbst halbnackt auf der Massagepritsche lässt er seine Helden nicht im Stich, berichtet kompetent und teilnehmend, lässt kein Muskelzucken aus und kann dieses auch noch psychologisch unterfüttern.

Von sachkundigen Kollegen habe ich mich belehren lassen, dass Reich zu seiner ureigensten Hochform in klassischen Berichten über ganz simple Sportanlässe aufläuft. Mag sein. Er ist schliesslich auch ein vorbildlicher, passionierter Coach des Literaturhauses der Zürcher Museumsgesellschaft. Doch hier und heute geht es einzig um seine tiefgründigen, ironisch illuminierten Dienstagsbetrachtungen, die auf hohem Niveau und ohne Fouls erklären, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Esther Scheidegger Zbinden

Der Zürcher Journalistenpreis 2000

wird

Herrn Miklós Gimes

für seinen Artikel

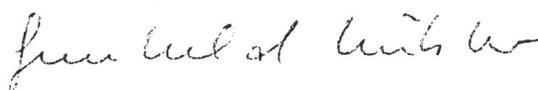
Glanz und Gloria

erschienen in Das Magazin Nr. 13 vom 3. bis 9. April 1999

verliehen.

Zürich, 25. Mai 2000

Die Jury:



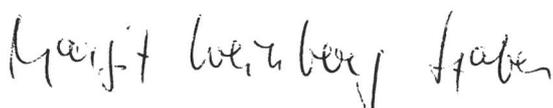
Gunhild Kübler



Herbert Cerutti



Esther Scheidegger



Margit Weinberg Staber



Urs Widmer

GLANZ UND GLORIA

Das Budapester Nobelrestaurant «Gundel» gehörte zu den bedeutendsten Gourmetadressen Europas. Nach Jahren kommunistischer Diät versank der einstige Treffpunkt der europäischen Elite im Nichts. Nun macht sich der New Yorker Gastronome George Lang daran, die Institution «Gundel» mit Dollarmillionen wieder zu altem Glanz zu führen. Das Lokal soll zu einem Pfeiler des demokratischen Bürgertums in Ungarn werden. Und ausserdem Gewinn abwerfen.

Kulinarische Mission: Art-déco-Speisesaal des «Gundels». George Lang (rechts).



VON MIKLÓS GIMES
UND EDGAR RODTMANN (BILDER)

Kurz vor Weihnachten erhielt Zsuzsa Mautner, seit 40 Jahren wohnhaft an der Tatrastrasse in Budapest, einen Brief von der Einwohnerkontrolle. «Geehrte Frau Mautner», stand da in kursiver

Schrift, «die amerikanische Fernsehgesellschaft CBS dreht einen Dokumentarfilm über George Lang und möchte mit Menschen in Kontakt treten, denen Lang im Winter 1944/45 in Budapest geholfen hat. Falls Sie uns ermächtigen wollen, Ihre Adresse weiterzugeben, bitten wir Sie, uns dies mitzuteilen. Die Dreharbeiten sollen im Februar 1999 in Budapest stattfinden.»

«Die hätten früher kommen sollen. Wer will schon eine alte Frau sehen?», sagte Frau Mautner. Sie sass auf der Kante des Fauteuils, ihre schlanken Beine übereinandergeschlagen. Sie trug einen mädchenhaften Faltenrock und

eine weisse Bluse mit Kragen. Sie sah grossartig aus, niemand würde ihr 77 Jahre geben. «George Lang kommt immer wieder im Fernsehen, seit er das <Gundel> übernommen hat», sagte sie. «Er ist ein alter Jude geworden.»

Es läutete. Herr Mautner ging zur Tür durch die geräumige Wohnung, die aus einer anderen Zeit schien. «Das letzte Mal trafen wir uns vor 30 Jahren», erzählte Frau Mautner weiter, «Lang war in Budapest mit seiner ersten Frau, einer Pianistin. Sie hat sich ans Klavier gesetzt und Melodien aus amerikanischen Musicals gespielt, oben im <Duna>-Hotel, alle sangen mit. Seither habe ich nichts



mehr von ihm gehört, bis er vor einigen Tagen angerufen hat. Er sei in Budapest mit dem Kamerateam. Ich soll über die Kriegszeit erzählen, sagte er. Er wollte mich zum Essen einladen. Wir haben uns auf heute verabredet.»

«Alles Gute, Pali», hörte man Herrn Mautner rufen. «Pali ist ein Freund von uns; er war krank», sagte Frau Mautner, «er hat geklingelt, um zu erzählen, wie es ihm geht. Durch die Gegensprechanlage ist es billiger als mit dem Telefon.» Ihre Erklärung klang verschmitzt, mit einer Spur von Bedauern über ein Leben, das aus solchen Tricks besteht.

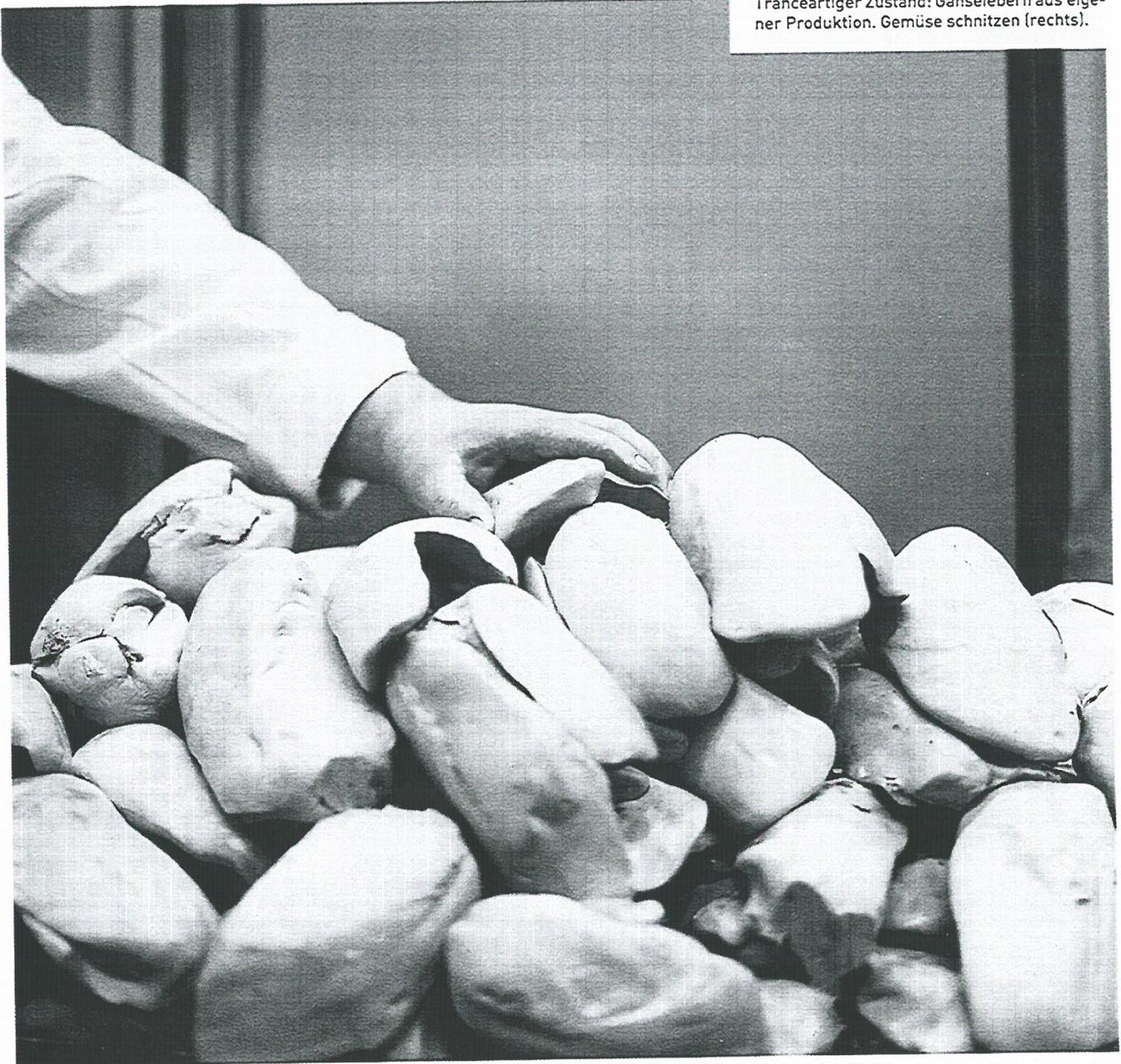
* * *

Fünf Tage vor dem Besuch bei Mautners war ich in Budapest angekommen, um mich mit George Lang zu treffen, dem ungarischen Gastronomen aus New York, der vor einigen Jahren zusammen mit dem amerikanischen Kosmetikfabrikanten Ralph Lauder den Essentempel von Budapest, das «Gundel», gekauft hatte und davon träumte, die goldenen Zeiten des Lokals auferstehen zu lassen. «Ich fliege am nächsten Montag nach Budapest», hatte Lang gesagt, als ich ihn in New York anrief, «wissen Sie, die CBS – kennen Sie den Fernsehsender CBS? –, die sind verrückt geworden, die drehen dort einen Film über mich.

Also, ich erwarte Sie Dienstagabend.» Ich fragte ihn, ob er am Tag seiner Ankunft nicht lieber ausruhen wollte. «Ausruhen?», sagte er. «Junger Mann, ich bin 75 Jahre alt, aber mich kann man nachts um drei Uhr wecken, wenn man eine gute Idee hat. Übrigens, haben Sie meine Autobiografie gelesen?» Er faxte mir eine Bestätigung unseres Termins: «Sehr geehrter Herr, wir werden uns bemühen, sämtliche Ihrer Fragen zu beantworten, und sollten wir keine Antworten zur Hand haben, werden wir sie in gutem Budapester Stil erfinden.»

Mein Zug war am späten Abend in die schäbig beleuchtete Halle des gran-

Tranceartiger Zustand: Gänselebern aus eigener Produktion. Gemüse schnitzen (rechts).



diosen Ostbahnhof eingefahren – wegen der Schneefälle waren die Flügel nach Budapest gestrichen worden. Freunde hatten mir berichtet, Budapest mache zurzeit die Periode des Gangsterkapitalismus durch, Karl Marx nannte sie die ursprüngliche Akkumulation. Es wird geschmiert und geschossen, jedes Mittel ist recht, um zu wirtschaftlicher Macht zu kommen. Das alte Netz der Kommunisten etabliert sich als kapitalistischer Filz, die ausgemusterte Geheimpolizei wäscht zusammengeeraubtes Volksvermögen im Geldkreislauf, die russische und kaukasische Mafia errichtet Brückenköpfe in dieser west-

lichsten Stadt des Ostens. Doch unter der frischen Schneedecke wirkte Budapest märchenhaft entrückt, geheimnisvoll und still, als hätte der grosse Schalldämpfer den Unterweltskrieg in Watte gepackt.

Während der Zugfahrt hatte mich George Langs historisch-kulinarische Autobiografie, sie trägt den witzigen Titel «Nobody Knows the Truffels I've seen», in einen tranceartigen Zustand versetzt; mein Kopf war voll von Bildern des Weltkriegs, während gleichzeitig mein Magen nach Fleischsuppe mit Markbein verlangte, nach Gänseleber, nach Palatschinken überzogen mit flüs-

siger Schokolade und Rahm. Als wir über die Donau fuhren, sah ich den jungen George Lang auf dem Niemandsland der Brücke, sah ihn sich ducken, während von beiden Seiten geschossen wurde, vom Pester Ufer her die Pfeilkreuzler, von drüben her die russischen Befreier. Im letzten Jahr des Krieges, als sämtliche Gebote der Moral sich auflösten, hatte in Ungarn die Partei der Pfeilkreuzler im Schutz der deutschen Besatzung einen faschistischen Horrorstaat errichtet. Budapest war der Alptraum auf Erden. George Lang, der aus dem Arbeitslager geflohen war, hatte sich, um zu überleben, den Pfeilkreuzlern ange-



schlossen. Er gab sich als Adventist aus: für den Fall, dass man seine Beschneidung entdecken würde – weder er noch zum Glück die Faschisten hatten je den Penis eines Adventisten gesehen. Der Bluff flog trotzdem auf, doch Lang kam davon. Er war zwanzigjährig, als der Krieg zu Ende ging.

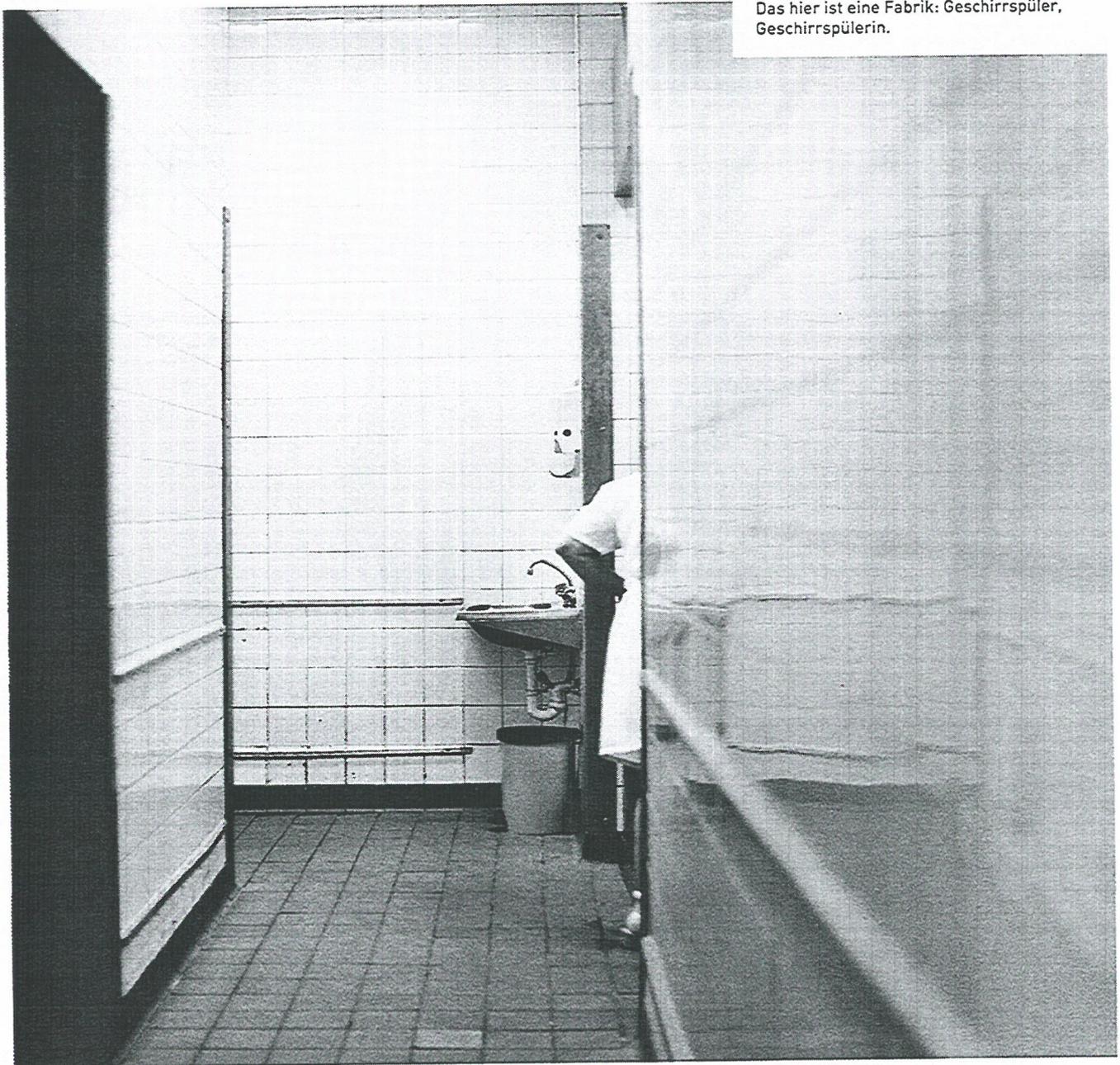
George Lang kehrte in die Provinzstadt zurück, wo er, der einzige Sohn eines Schneiders, durch seine musikalische Begabung aufgefallen war. Dort erfuhr er, dass von seiner Familie niemand mehr lebte. Seine Eltern waren im Konzentrationslager umgebracht worden. George packte seine Violine, nahm

den Namen seiner Mutter an – er wollte nicht mehr Deutsch heissen – und wanderte nach New York aus. Ein Foto aus dem Jahr 1946 zeigt einen jungen Mann mit Anzug und Krawatte auf dem Broadway. Lang fand Arbeit in Sinfonieorchestern, aber für eine grosse Karriere reichte es nicht. Und weil er nichts konnte ausser Geige spielen, versuchte er es als Küchenbursche. Die Violine hat er nie mehr angerührt. Er wurde Bankettmanager; seine Begabung lag im Marketing, er hatte ein Nase dafür, was die Leute wollten. George Lang arbeitete sich hoch bis zum «Waldorf Astoria», organisierte Hochzeitsessen für

die Mafia, Feste für Ölscheichs, Partys für Filmstars. Übernahm legendäre New Yorker Restaurants wie das «Café des Artistes», erfand die Erlebnisgastronomie, beriet Hotelketten und Regierungen.

Nach seiner Irrfahrt durch die faschistische Hölle lernte George Lang in Amerika die bessere Gesellschaft kennen. Allein die Liste der lebenden und toten Stammgäste seines «Café des Artistes» an der 67. Strasse in New York umfasst Namen wie Kim Basinger, Leonard Bernstein, Bill Clinton, Paul Newman, Rudolf Nurejew und Barbara Walters. Lang wachte über der Sitzordnung, und es war eine Frage der Zeit, bis er selber

Das hier ist eine Fabrik: Geschirrspüler, Geschirrspülerin.



zur Prominenz gehören sollte. Seine Vorstellung einer «Gesellschaft» war das Budapester Kaffeehaus der Dreissigerjahre. Ein New Yorker Ableger dieser untergegangenen Welt hatte sich unter den ungarischen Emigranten formiert; «ihre Storys waren auf pikante Weise politically incorrect und beruhten auf der vertrackten, aber herrlichen zentraleuropäischen Logik», schrieb George Lang. Für diese Gestrandeten bot die ungarische Küche eine Ersatzheimat ausserhalb von Raum und Zeit. Lang verfasste 1971 ein ungarisches Kochbuch, eine Hommage an die Kunst, Gänseleber zuzubereiten, an Kümmelsupe und Markbein auf

Toast, an das gute Gemüse, die Beeren, Früchte, Pilze, Nüsse, an eine Küche, die wild und roh aus der asiatischen Steppe kam und sich am Ende des letzten Jahrhunderts, als Budapest eine der dynamischsten Städte der Welt war, auf Pariser Niveau verfeinert hatte. Eine Zeit lang führte George Lang ein ungarisches Restaurant, das «Hungaria» in New York, einer der wenigen Fehlritte seiner Laufbahn. Das «Hungaria», mit der Laube aus Würsten und der Nachbildung von Grossmutter's Backstube, war eine Kreation seines Heimwehs gewesen.

Gleich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus reiste George Lang

mit dem Milliardär Ralph Lauder, einem in Amerika geborenen Ungarn, nach Budapest. In einer Art nostalgischem Beutezug kauften sie das «Gundel», nach langen Verhandlungen mit den Kommunisten und Ränkespielen gegen die ehemaligen Besitzer. Lauder und Lang scheuten keinen Aufwand. In Rekordzeit richteten sie den Esspalast wieder her, noch schöner, als es vor dem Krieg gewesen war, als die bürgerliche Gesellschaft für ein gutes Essen ins Stadtwaldchen von Budapest hinausströmte, «wo die Oberkellner aussahen wie Botschafter», wo der jüngste Spross der Gundel-Dynastie, ein Schüler von



Charles Ritz, nur das Beste für die Gäste im Auge hatte. Dieser Károly Gundel, der später von den Kommunisten enteignet und interniert wurde, musste George Lang wie ein entfernter Verwandter vorgekommen sein.

Am Tag nach meiner Ankunft in Budapest war die märchenhafte Stimmung von grauer Kälte vertrieben worden. Ich stand vor dem geschwungenen Eingangsgitter eines eleganten Stadtpalais aus der Jahrhundertwende und studierte den Menüaushang. Ein Türsteher mit Zylinderhut holte mich aus meinen Träumereien, bevor ich bei den Strudeln, den gefüllten Windbeuteln und

den Somloer Nockerln in Weinschaumsauce angelangt war. Als ich meinen Mantel abgegeben hatte und in der holzgetäfelten Bar stand, war ich ziemlich eingeschüchtert. An den Wänden hingen signierte Fotografien westlicher Popstars, etwa der englischen Königin oder des Papsts – als sollte dem Gast aus dem Kapitalismus nochmals versichert werden, dass er sich hier zu Hause fühlen kann. Ich fragte den Jungen hinter der Theke, Smoking, weisses Hemd, welche Art von Gästen hier verkehrte. «Ausländische Touristen und Geschäftsleute mit ihren ausländischen Partnern. Gestern sass der rumänische

Präsident mit unserem Ministerpräsidenten im Speisesaal.»

Ein kleiner, glatzköpfiger, älterer Mann betrat mit trippelnden Schritten die Bar. Er hatte die Augen einer Katze; ein faltenloses, schwer lesbares Gesicht. In seinem Gefolge die Herren Geschäftsführer und der Chefoch mit dem hochgezwirbelten Schnauz, Kader des alten Regimes. Wir setzten uns. George Lang war seit ich weiss nicht wann auf den Beinen, seine erste Besprechung hatte er am frühen Morgen mit dem Buchhalter. Die Operation «Gundel» machte Geld. Einträglich waren die Dépendance, wo preisgünstige Haus-



mannskost serviert wird, sowie die eigenen Weine, die Gänseleberkonserven, die Geschenkboutique – das «Gundel» ist eine Institution mit einer eigenen Schule für Kellner und Köche.

«Was ist ihr Ziel?», fragte ich.

«Jedes Jahrzehnt hat sein Label», sagte Lang in amerikanisch getränktem Ungarisch. «Wir leben in der Dekade der sprachlichen Korruption. Die Worte haben ihren Sinn verloren. Begriffe wie glaubwürdig, echt, authentisch bedeuten nichts mehr. Wir wollen die Bedeutung der Worte zurückbringen.»

Ich schaute zum Geschäftsführer, der das Hotel «Forum» geführt hatte, wo

früher die westlichen Geschäftsleute abgestiegen sind. Zum Chefkoch, der vor bald 40 Jahren als Lehrling angefangen hatte. Und zu diesem liebenswürdigen alten Mann, der die Grossen der Welt gesehen hat. Glaubte er, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu können? War er wirklich in kulinarischer Mission nach Ungarn gekommen?

Der Regimewechsel hat Ungarn nicht nur den Feldzug McDonalds beschert. Die Gastronomie ist auch beflügelt worden; sogar ein erster Restaurantführer ist in Vorbereitung. Neben Luxusrestaurants gibt es neue kleine Wirtschaften zu entdecken. Diese Lokale riechen nach

der neuen Freiheit, sie sind die Lieblinge der Künstler und Prominenten. Sie haben «Seele», wie mir passionierte Esser versicherten, das «Gundel», dieser Ozeandampfer, habe keine.

«Als wir aufmachten, im Jahr 1992, hatte ich ein schlechtes Gewissen», sagte Lang. «Die Ungarn konnten sich das «Gundel» nicht leisten. Heute sind 70 Prozent unserer Gäste Einheimische. Sie haben gelernt, wie man bestellt, sie wissen, wie man geniesst, wie man sich anzieht, wie man Kritik übt.»

«Es gibt viele Neureiche, die nicht wissen, wie man sich benimmt», sagte der Geschäftsführer Gábor Budai, «doch

Ersatzheimat: Durchreiche.
Kellner vor dem Abendservice (links).



diese Leute meiden uns. Dafür kommen andere, die sich belehren lassen wollen.»

«Sie kommen zurück aus der Vergangenheit», sagte Lang. «Wenn Sie mein Buch gelesen haben, wissen Sie, dass ich alles andere bin, als ein ungarischer Chauvinist. Doch dieses Volk ist niedergehalten worden von den Tataren, Türken, Deutschen, Faschisten, Kommunisten, und immer ist es zurückgekommen. Vielleicht liegt es in den Genen, dieses Volk hat einzigartige Fähigkeiten, keiner weiss, Gott sei Dank, woher das kommt. Denken Sie daran, 15 Kilometer von hier lebt man noch wie vor 200 Jahren. Aber die Leute kom-

men wieder ans Tageslicht, Leute, die jene Kaffeehausstimmung schufen, die vor dem Krieg das Salz von Europa war. Darauf wollen wir jetzt trinken.»

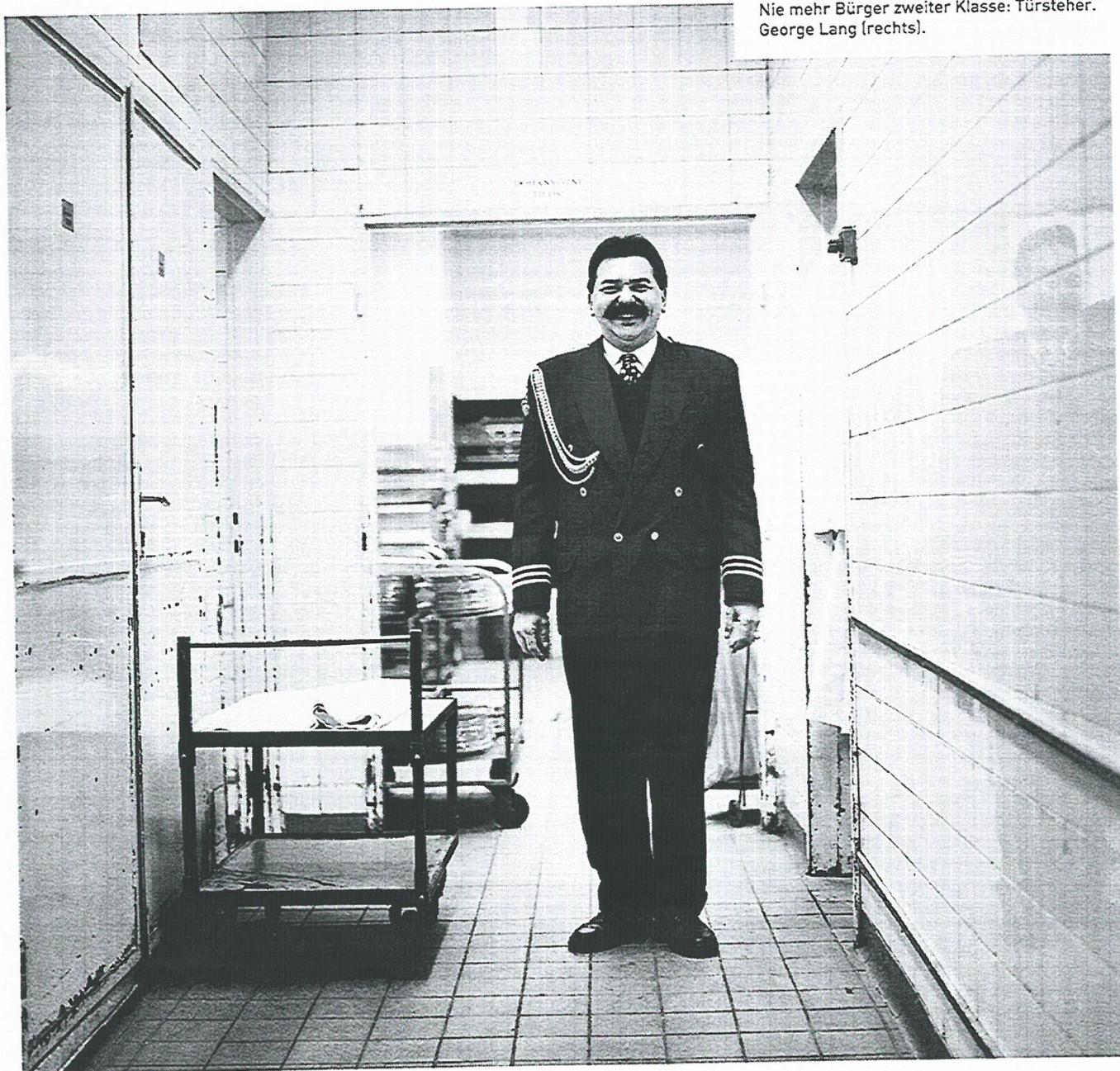
Der Sommelier schenkte uns einen Tokajer aus dem eigenen Gut ein. «Geben Sie dem Journalisten und dem Fotografen nicht zu viel», sagte Lang, «sonst werden wir sie nie mehr los.»

Der halb volle Speisesaal des «Gundels» war ein wunderschöner, hoher Raum im Art-déco-Stil. Die Atmosphäre schien eigenartig steif, vielleicht weil an den Tischen deutsch und englisch gesprochen wurde. Auf dem Weg zum Speisesaal hatte Lang erzählt, dass er in

einem Nebengebäude des «Gundels» eine Art Labor entdeckt habe. Früher seien dort die Speisen von Chemikern des Geheimdienstes kontrolliert worden. Das «Gundel» lieferte ins Parlament und in die Ministerien. «Das Essen musste um neun Uhr früh gekocht sein, wurde in versiegelte Gamellen abgefüllt und unter den Augen eines bewaffneten Soldaten in Lastwagen verladen.»

Wir assen warme Gänseleber auf Toast, Zander vom Plattensee und zum Dessert Strudelhäppchen. Ich fragte Lang nach seinen ersten Eindrücken, als er 1990 wieder nach Budapest gekommen sei. «Es war eine kaputte Stadt in ei-

Nie mehr Bürger zweiter Klasse: Türsteher. George Lang (rechts).



nem kaputten Land», sagte er. «Aber man spürte, dass die Menschen wieder ohne schlechtes Gewissen fröhlich und geistreich sein konnten.» «Möchten Sie in Budapest leben?» «Nein», sagte er, «es wäre zu langweilig.» Dann sprachen wir über seine Autobiografie. Ich wollte wissen, warum er nach dem Bericht seiner Ankunft in Amerika nichts mehr über die Entwicklung in Ungarn geschrieben hatte, kein Wort über den tragischen Aufstand von 1956, über den Widerstand in den Achzigerjahren. «Warum?», sagte er, «nach all dem, was mir die Ungarn angetan hatten? Meine Kindheit war überschattet vom Antise-

mitismus, dieses Land hat meine Eltern in den Tod getrieben. Die Ungarn waren Eichmanns willigste Helfer, wenige Leute wissen das.» «Und heute, haben Sie sich mit den Ungarn versöhnt?», fragte ich. «Ich versuche es», sagte er.

Nach dem Essen begann der Fotograf mit der Arbeit. Lang ging zu einer Tischgesellschaft von Deutschen und Ungarn und fragte, ob es sie stören würde, mit aufs Bild zu kommen. Man würde ihnen die Aufnahmen zuschicken, versprach er. «Die hätten auf dem Tisch getanzt, wenn ich sie darum gebeten hätte.»

Lang hatte sich schon verabschiedet, als wir noch einen Rundgang durch die

Küche machten. Da wenig Betrieb war, arbeiteten die Köche an der Vorbereitung für den Opernball, eine Tradition, die vom Hause «Gundel» wieder belebt worden war. Sie arbeiteten entspannt und konzentriert, tausend Filets vom Damhirsch mussten in eine Pilz-Gänseleber-Mischung eingepackt, mit Wirsingblättern umwickelt und in einen Teigmantel gefüllt werden. Mitten drin dirigierte Chef Kálmán Kalla, immer für einen guten Spruch zu haben.

In der kalten Küche war nur noch Marika am Werk, eine ältere Frau, die ungerührt die ganze Welt ihre stämmigen nackten Beine unter ihrer Schürze sehen



liess. Von einem riesigen Block Butter strich sie mit dem Messer die oberste Schicht ab, mit langsamen, beiläufigen Bewegungen, rollte die Butter zu einem Röhrchen, legte es ins Eiswasser, dasselbe nochmals, ein grösseres Röhrchen, wickelte es ums erste herum, formte die zwei Röhrchen zu einem Trichter, schnitt das untere Ende ab. Tausend Butterröschen musste sie bis zum Opernball herstellen, etwa zwanzig schwammen im Eiswasser. «Wie geht es, Marika?», fragte ich. «Es geht», sagte sie und schaute mich an, ohne zu lächeln. «Hier hat sich vieles verändert. Früher hatten

wir auch viel zu tun, aber das hier ist eine Fabrik, das ist keine Familie mehr.» – «Ist alles zu gross geworden?» – «Ich weiss nicht. Ich habe keinen Durchblick. Wir arbeiten hart, aber die geben uns das Geld nicht, das wir verdienen müssten. Die wissen, dass wir alt sind und keine neue Stelle finden», sagte Marika bitter. «Es ist nicht schön, wenn man so etwas sagen muss, aber so ist es.» 25 Röschen schwammen im Eiswasser.

Am nächsten Tag erschienen die Fernsehleute von CBS. Die Patissiers hatten für den Film ein gewaltiges Buffet aufgebaut, eine Präsentation der Des-

serts für die Frühlingskarte, Triumphbogen aus Krokant, massive Elefanten aus Schokolade, anzügliche Glacetürme. «Die Elefanten gehen noch», sagte Lang, während die Kamera lief, «aber das Viagra-Dessert hier ist etwas monströs.» Er schien immer noch gegen den sozialistischen Dekorationsstil anzukämpfen. Später erzählte der Chefkoch, Langs Auftritt sei eine Show gewesen. Die Deserkarte sei mit dem «Alten» abgesprochen. Vielleicht wollte Lang zeigen, wie er das Personal erzieht, dachte ich. Zwei Drittel seiner Belegschaft hatte schon unter dem alten Regime hier gearbeitet.



Zum Opernball fuhr ich mit dem «Gundel»-Personal. Alles schien perfekt vorbereitet. Zuschauerraum und Bühne waren zu einer einzigen, von Logen umrandeten Tanzfläche umgebaut worden, von der Decke hingen riesige Kugeln aus weissen Margeriten. George Lang war mit seiner jungen Frau da. Er führte seinen kleinen Sohn hinter die Bühne und zeigte ihm die Kulissen, in seinem Frack sah er aus wie ein alter Zauberer in einem Kinderfilm. Hinter ihm her stolperten die Kameraleute von CBS, vorbei an den abgepackten kalten Tellern, den vorgewärmten Filets und vorgekühlten

Desserts. Punkt sieben versammelten sich die Kellner vor dem Orchestergraben. Sie hatten sich in der Garderobe umgezogen und die Stoppeln rasiert, die seit dem Morgen gewachsen waren. Ein leichenfahl geschminkter Sänger probte ein Lied aus «Phantom of the Opera». Lang stieg zum Dirigentenpult hinauf. «Ich bitte um Ruhe», rief er. Der Sänger nahm von ihm keine Notiz. «Ruhe», rief Lang nochmals, kletterte wieder herunter, trippelte zum Inspizienten, dann wurde es still. «Ich bin stolz auf euch», sagte Lang zu den Kellnern. «Ihr seid wichtiger als die Sänger, der Magen ist

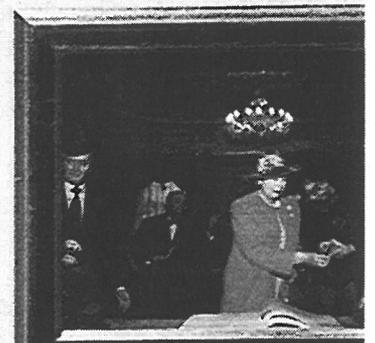
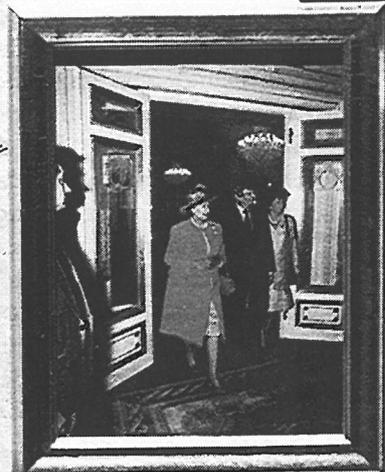
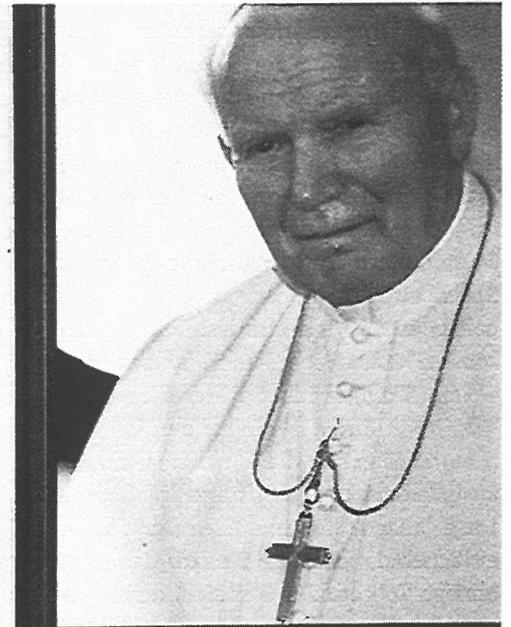
wichtiger als das Gehör. Wenn etwas mit dem Magen nicht stimmt, ist das schlimmer, als wenn einer falsch singt. Denkt daran.»

Langsam füllte sich der riesige Raum mit erwartungsfrohen Menschen, jungen, alten, uralten, mit Snobs, Neureichen, Casanovas, Mannequins, Künstlern, Journalisten, Langweilern, Puffmüttern, Spielern, Zahnärzten aus Düsseldorf, Zahnärzten aus Budapest, Hausfrauen, die sich einen Stehplatz geleistet hatten, Debütantinnen in Weiss und ihre jungen Offiziere in Oliv. Als die Nationalhymne den Abend eröffne-

Tausend Gäste: Queen Elisabeth, Papst. Blick in die Personalkantine (links).



elth
1993
Pius



te, stand Lang gedankenverloren neben seinem Sohn in der Ehrenloge und schaute über die Köpfe der Menge. Was dachte er? Vielleicht fragte er sich, was er in diesem Land suchte. Vielleicht dachte er an seinen Vater, mit dem er einmal im «Gundel» gewesen war, an seine Mutter, die ihm zum Abschied ein Stück Speck eingepackt hatte, als er ins Arbeitslager einrücken musste. Dachte an seine Flucht nach Amerika und den weiten Weg zurück. Spürte er eine Art Triumph? Einen Moment der Versöhnung? Später, als die Menschen immer ausgelassener wurden, fragte ich George Lang danach. «Ich überlegte mir», sagte er lächelnd, «dass die Ungarn das wohl einzige Volk auf der Welt sind, deren Nationalhymne vom Wein handelt. «Herr, du hast die Reben von Tokaj mit Nektar besprengt», heisst es. Das «Gundel» ist mit der Hymne im Einklang, dachte ich, weil wir unseren eigenen Weinberg haben und unsere Weine pflegen.»

Die Fernsehleute hatten den Höhepunkt ihrer Reportage zwei Tage nach dem Opernball geplant. Deshalb war ich an diesem sonnigen Vormittag in der Tatrastrasse in den uralten Lift gestiegen. Jemand musste beim Kochen sein, ich konnte nicht ausmachen, ob der Paprikaduft von einem Gulasch kam oder von einem Huhn. Mautners wohnten im vierten Stock. Dort erfuhr ich Frau Mautners Geschichte.

Im Juni 1944 wurden Tausende von Juden aus der südungarischen Universitätsstadt Szeged nach Auschwitz deportiert. Auf dem Weg zum Bahnhof

erkannte Zsuzsa Mautner am Strassenrand ehemalige Mitschüler, Nachbarn, Kollegen von der Arbeit. Sie trug ihr Kleinkind auf dem Arm. «Wasser», sagte sie zu den Menschen am Strassenrand, «hat jemand für das Kind einen Schluck Wasser?» Niemand rührte sich.

Die Deutschen hatten eingewilligt, einige Juden gegen schwedische Camions zu tauschen. In Budapest wurden 83 Deportierte aus den Viehwagen geholt. Die Liste der Freigekauften hatte die jüdische Gemeinde zusammengestellt, sie enthielt alles gute Namen, die Familie von Frau Mautner war darunter. Doch statt weiter in die Schweiz zu reisen, wollte die Familie im Getto von Budapest warten, bis die Männer aus dem Arbeitslager zurück waren. Zsuzsa Mautner gab das Kind ihrer Mutter; ein Kind im Arm bedeutete oft eine Art Lebensversicherung. Zsuzsa wollte sich allein durchschlagen. Sie fand eine Zimmervermieterin, die den Mut hatte, sie aufzunehmen. Einmal wurde sie im Keller kontrolliert, von Pfeilkreuzlern, die vor einem Bombenangriff Schutz gesucht hatten. Ein Junger in Uniform besah sich ihre schlecht gefälschten Papiere. «Ist in Ordnung», sagte er. Später kam der Pfeilkreuzler wieder, einmal nahm er eine Geige mit, er spielte sehr schön. Dann begann er zu weinen. Er war ein Jude aus Székesfehérvár, George Lang. Er wurde ihr Beschützer.

Ende Januar 1945 hörte Zsuzsa Mautner, Lang sei verhaftet worden. Jemand hatte ihn angezeigt, weil er bei den Kontrollen zu anständig war. Im Haus gab

es eine Razzia. Einige der Bewohner wurden in die Folterkeller an der St.-Istvan-Ringstrasse gebracht. «Kennst du den?», fragten die Pfeilkreuzler und brachten den blutig geschlagenen Lang. «Ja», sagte Zsuzsa Mautner, «das ist der von den Pfeilkreuzlern, der uns kontrolliert hat.» Nach einigen Tagen schickte man sie nach Hause. Ein Polizist hatte für sie ein gutes Wort eingelegt.

«Dein hübsches Gesicht hat dich vor dem Tod gerettet», sagte Herr Mautner, ein rüstiger Achtzigjähriger, der während des ganzen Kriegs in Arbeitslagern geschuftet hatte. «Ach wo», sagte Frau Mautner, «es sind viel Schönere als ich umgekommen.»

Zsuzsa Mautner wurde mit ihrem Kind im Budapester Getto von den Russen befreit. «Wir waren glücklich, am Leben zu sein, wir schrien vor Glück», sagte Frau Mautner. «Wir waren jung und egoistisch.» Zsuzsa Mautner kehrte nach Szeged zurück.

Aber die Geschichte ging weiter. In Szeged hörte Zsuzsa Mautner wieder von George Lang. Er sollte als ehemaliger Pfeilkreuzler vor einen Volksgerichtshof gestellt werden. Lang sass im berühmten Csillaggefängnis, das nach der Befreiung übereifrig auf stalinistisches Regime umgestellt hatte. Wer einmal dort war, kam selten wieder heraus. «Wir schickten ihm Essen, engagierten einen Anwalt und traten als Zeugen für ihn auf», erzählte Frau Mautner. George Lang wurde freigesprochen. «Nach den Verhandlungen ist er verschwunden – wie ein grauer Esel in der Nacht. Wir hatten so viel für ihn

getan, ich verstehe das nicht. Wir hörten nichts mehr von ihm, bis er diese Kochrezepte veröffentlicht hat, wo hat er die bloss her, diese Rezepte?»

Das Wohnzimmer war hell und hoch, die Sonne schien auf die alten Fauteuils und Kommoden.

«So sah ich aus damals», sagte Frau Mautner und zeigte mir eine Aufnahme aus dem Jahr 1944, eine junge, moderne Frau, eine Filmschönheit.

«Ich hätte nie weggehen können», sagte Herr Mautner, «ich hatte Gelegenheit dazu, aber ich glaubte, dass alles besser wird. Ich ging an den Ersten Mai und sang die Lieder der Kommunisten.»

«Nichts ist besser geworden», sagte Frau Mautner. «Aber wir sind selber schuld. Wir haben uns unter der Bettdecke verkrochen. Ich denke oft, dass wir hätten weggehen sollen. Wir kannten Leute in England, in Kanada, aber wir blieben auf unserem Hintern sitzen.» Es ist nicht so, dass es den Mautners schlecht geht. Sie haben eine anständige Rente, Frau Mautner hatte unter dem alten Regime im Tourismusgeschäft gearbeitet, Herr Mautner im Hotelgewerbe Karriere gemacht.

Frau Mautner stand auf, um sich für ihren Filmtermin schön zu machen. Ich bestellte ein Taxi. «Wir hätten auch den Gier nehmen können, der fährt direkt zum «Gundel» hinaus. Wir gehen dort oft spazieren», rief Frau Mautner durch die offene Zimmertür.

Wir trafen beim «Gundel» ein, als die Filmleute vom Folterkeller der Pfeilkreuzler an der Andrassy-Strasse zurückkehrten. Jeffrey Rosen, der Anchor-

man der CBS, war für einen Tag mit der Concorde aus New York nach Budapest geflogen, um die wichtigen Interviews zu führen. Lang hatte beim Filmen an der Andrassy-Strasse geweint.

Gedeckt war im «Eulenhorst», der Dépendance des «Gundels», wo ausschliesslich Frauen arbeiten, auch eine Langsche Idee, die eingeschlagen hat. Lang setzte sich neben Zsuzsa Mautner, von seinem Platz aus konnte er den Tisch mit der Fernsehcrew im Auge behalten. Ihre Begrüssung war nicht stürmisch gewesen, die Gefühle wurden überdeckt von Langs Geschäftigkeit und Frau Mautners Lampenfieber. Hühnersuppe wurde aufgetischt, herrliche, knackige Krautwickel und Palatschinken à la «Gundel», mit Schokoladenguss und Nussfüllung. «Wie ist es deiner Mutter ergangen?», fragte George Lang. «Sie wurde 90», antwortete Frau Mautner. «Ich wäre froh, meine Mutter lebte noch», sagte Lang. Dann wurde er ans Telefon gerufen. ««Sixty Minutes» ist das wichtigste Magazin in Amerika», sagte Lang, als er zurückkam, «Millionen schauen sich das an. Dieser Jeffrey Rosen ist hervorragend. Der liebt einfach die Menschen.» Dann stand er wieder auf und ging zum Tisch der Fernsehleute. «Er hat so kalte Augen», sagte Frau Mautner, «er ist ein Businessman geworden.» Lang kam zu unserem Tisch zurück und strich ihr über den Arm, als er sich setzte. «Es ist so schön, dich zu sehen. Freundschaft ist etwas, das man mit Geld nicht kaufen kann.»

«Wo ist Ihre Heimat?», fragte ich, «in Ungarn oder Amerika?» →

«Ich bin Amerikaner», sagte Lang, ohne zu zögern. «In den USA werde ich nie Bürger zweiter Klasse sein, und ich bin diesem Land dankbar dafür.»

«Wir hatten uns auch überlegt auszuwandern», sagte Frau Mautner, «aber jetzt sagen wir uns, es ist gut, wie es ist.»

«Ein Millimeter in diese Richtung oder ein Millimeter in die andere kann im Leben entscheidend sein», warf Herr Mautner ein.

«Ja», sagte George Lang, «und ich habe die Erfahrung gemacht, dass es im Leben immer wieder Momente gibt, wo man sich entscheiden muss, aber später merkt man, dass es aufs selbe heraus-

kommt. Man wäre auch auf einem anderen Weg dort gelandet, wo man ist.»

«Aber eines ist sicher», sagte Herr Mautner und schaute seine Frau an, «wir haben es sehr lustig gehabt.»

Die Filmleute hatten im oberen Stock des «Gundel»-Palais zwei Kameras aufgestellt, eine für Frau Mautner und eine für Jeffrey Rosen, den Anchorman. In der Ecke sass der Produzent, mit dem Skript auf den Knien, wie bei einem Spielfilm, nur dass die Schauspieler bei diesem Film sich selber zu spielen hatten. Dann hiess es «Ruhe», und Frau Mautner erzählte mit einfachen Worten, wie sich ihr Weg mit dem von George

Lang gekreuzt hatte. Der Anchorman nickte ihr zu, als würde er verstehen, was sie sagte.

«Brauchte es Mut, um das zu tun, was George Lang getan hat?», fragte Jeffrey Rosen.

«Ja, sehr viel Mut. Ich kann es nur mit seiner Jugend erklären. Er war zu unerfahren, um die Folgen abzusehen.»

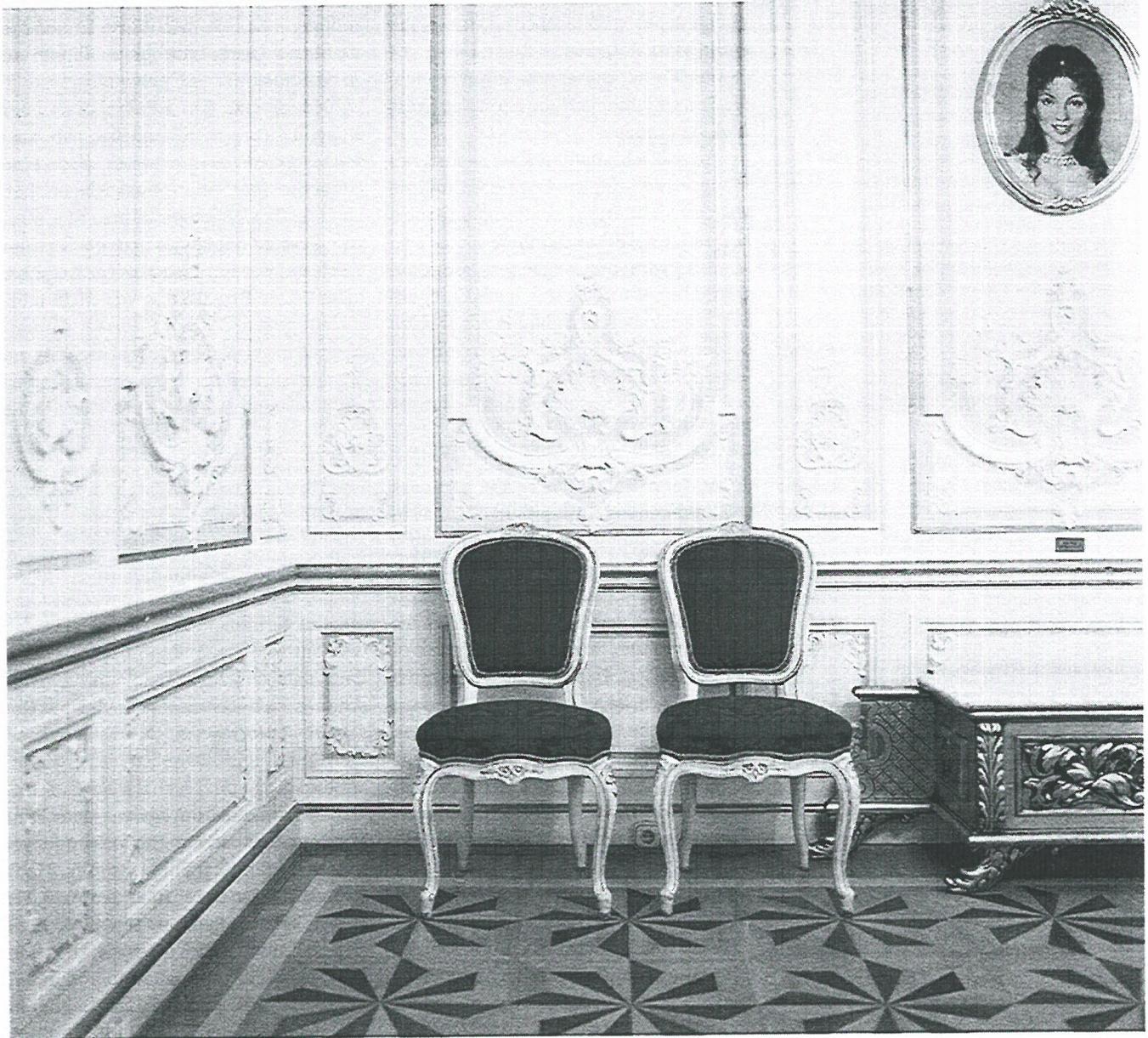
«Haben sie Tote gesehen? Gewalt?»

«Ja. Wer das nicht erlebt hat, kann sich das gar nicht vorstellen.»

«Sahen sie, wie Menschen umgebracht wurden?»

«Ich versuchte, nicht hinzusehen, aber im Getto sah ich Leichen.»

Rad der Geschichte: das «Gundel», erbaut 1894 von Ervin Bauer. Lang-Tochter Andrea, gestorben bei einem Waldbrand in Kalifornien (unten).



«Was wäre geschehen, wenn George Lang nicht geholfen hätte?»

«Ich wäre vermutlich umgebracht worden.»

«Wo?»

«Vielleicht am Ufer der Donau, vielleicht im Haus der Pfeilkreuzler.»

Lang war auf Zehenspitzen hereingekommen und hörte gespannt zu. Es war, als ob er ihr innerlich helfen wollte.

«Wie ist es für Sie, über diese Dinge zu sprechen? Konnten Sie vergessen?»

«Es fällt schwer. Ich wollte vergessen, aber ich konnte nicht.»

«Was fühlten Sie vor einigen Tagen, als George Lang angerufen hat?»

«Ich habe seine Stimme sofort erkannt, er hat sich nicht verändert.»

«Was dachten Sie, als Sie von seinem Erfolg hörten?»

«Ich war nicht erstaunt. Er war ein begabter Junge, ich wusste, dass er immer auf die Füße fallen würde.»

«Danke», sagte der Anchorman und berührte Frau Mautners Arm, «danke.»

Der Auftritt war vorbei. George Lang zeigte Frau Mautner den Königin-Elisabeth-Saal im oberen Stock, der nicht wegen der englischen Königin so heisst, sondern wegen Sissi. «Hier waren mehr gekrönte Häupter und Staatspräsidenten als im Weissen Haus», sagte er.

«Hier hatten wir die Jahresversammlungen der Hotelindustrie», rief Herr Mautner. «Die anderen haben getanz, aber im Sozialismus, was macht man da? Versammlungen», lachte Frau Mautner.

Während die Filmleute seinen nächsten Auftritt vorbereiteten, sass George Lang mit Frau Mautner im Personaldurchgang. Sie sprachen davon, dass sie sich jetzt öfters sehen wollten. «Das war erst der Anfang», sagte George Lang. Am späten Nachmittag sind Mautners nach Hause gefahren. Mit dem 61er. ◀

George Lang, in Ungarn Láng György, wird im Artikel nur amerikanisch geschrieben. Mildós Gimes ist Redaktor des «Magazins», Edgar Rodtmann freier Fotograf in Berlin.



Laudatio

für die Arbeit
von
erschienen

Glanz und Gloria
Miklós Gimes

in Das Magazin Nr. 13 vom 3. bis 9. April 1999

Die Reportage von Miklós Gimes über ein traditionsreiches Esslokal in einer schönen Stadt entpuppt sich als die Lebensgeschichte eines osteuropäischen Juden im 20. Jahrhundert. Der Gourmettempel heisst „Gundel“, die Stadt ist Budapest und aus György Lang ist längst der in New York zu Ansehen gelangte George Lang geworden, inzwischen 76 Jahre alt. Seine Eltern kamen im Konzentrationslager um, er überlebte die deutsche Besatzung seines Heimatlandes Ungarn, den Antisemitismus seiner Landsleute, die Wirren des Kriegsendes und die Anfänge des kommunistischen Regimes. 1946 flüchtete er nach Amerika. Aus einer Karriere als Geigenspieler wurde nichts, er arbeitete sich in der Restaurantbranche hoch; die Reichen, die Mächtigen und die Schönen sassen bei ihm zu Tisch. Er schrieb 1971 ein Kochbuch als Reminiszenz an die Küche Ungarns und auch eine kulinarisch-historische Autobiografie. Gemeinsam mit Ralph Lauder, dem Kosmetik-Fabrikanten, ebenfalls ungarischer Herkunft, kaufte George Lang nach dem Zusammenbruch des Kommunismus das „Gundel“. Die Vorkriegspracht wurde wieder hergestellt und 1992 öffnete das Lokal für eine neue Kundschaft: zunächst vorwiegend ausländische Gäste, zunehmend die sich wieder etablierende einheimische Gesellschaft. Das Personal, unzufrieden wie eh und je, blieb zum grösseren Teil das alte und möchte mehr Lohn.

In Ungarn könne er nicht mehr leben, sagt der kleine, alte Herr, der zu Aufnahmen für einen amerikanischen Fernsehfilm nach Budapest gereist war, und bei dieser Gelegenheit auch in sein eigenes Schicksal verstrickte Freunde von damals wieder traf. Er „versuche es“, sich mit dem Land seiner Herkunft zu versöhnen. - Dem Autor gelingt es, die Ambivalenz eines zwischen zwei Kontinente, zwei nationale Kulturen und eine dritte, mentalitätsbesetzende, die jüdische Kultur, geratenen Mannes inmitten der Schrecknisse seiner Zeit anschaulich zu machen. Zu den Überlebensstrategien zählt auch die Freude am Genuss, die George Lang sich selbst und anderen zugesteht, und sei's in der Form eines Palatschinken à la „Gundel“, mit feinem eigenen Tokayer hinuntergespült.

Margit Weinberg Staber

Spenderliste

Swissair AG, Zürich
TA-Media AG, Zürich
Basler Zeitung, Basel
Johann Jacob Rieter Stiftung, Winterthur
Sunrise Communications, Rümlang
NZZ Neue Zürcher Zeitung, Zürich
Ringier AG, Zofingen
IBM Schweiz, Zürich
Novartis International AG, Basel
Maxon Motor AG, Sachseln
Publicitas SA, Lausanne
Schindler Management AG, Ebikon
Zürcher Kantonalbank, Zürich
Zürich Versicherungsgesellschaft, Zürich
Crossair AG, Basel
Credit Suisse, Zürich
Spross Holding AG, Zürich
ABB Asea Brown Boveri AG, Baden
Advico, Young & Rubicam AG, Zürich
Akeret AG, Dielsdorf
Alusuisse Lonza Holding AG, Zürich
Compaq Computer AG, Dübendorf
Migros Genossenschaftsbund, Zürich
Nissan Motor Schweiz AG, Urdorf
Karl Steiner Management, Zürich
Winterthur Versicherungsgesellschaft, Winterthur
Ziegler Druck AG, Winterthur
Schweiz. Lebensversicherungs- und Rentenanstalt, Zürich
Victorinox AG, Ibach
Kaba Holding AG, Rümlang
Publimedia AG, Zürich
Marsano AG, Zürich
Schweizer Verband der Raiffeisenbanken, St. Gallen
Swissmill Zürich Rivaz, Zürich

Administrative Angaben

Jury	Dr. Gunhild Kübler (Präsidentin) Dr. Herbert Cerutti Esther Scheidegger Zbinden Margit Weinberg Staber Dr. Urs Widmer
Stiftungsrat	Dr. Hansjörg Utz (Präsident) Christine Fivian Dr. Yvonne-Denise Köchli
Geschäftsstelle	Stiftung Zürcher Journalistenpreis Elisabeth Bucher Lärchenweg 16 8309 Birchwil Tel. + Fax 01 / 836 94 35
Bankkonto	Schweizerische Bankgesellschaft Postfach 8021 Zürich Konto 208.241.40J-230 Stiftung Zürcher Journalistenpreis